Opp. 527/26

Opp. 527-26

<36622416810019

<36622416810019

Bayer. Staatsbibliothek

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften.

Neue verbesserte Auflage.

Sechs und zwanzigster Theil.

Berlin, 1807.
In der Nicolaischen Buchhandlung.

19 V h/58/227

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Der Herr Herausgeber der sämmtlichen Schriften Lessings, ersuchte mich, schon vor drey Jahren, dieses berühmten Schriftstellers Antheil an den Litteraturbriefen dieser Sammlung gänzlich einzuverleiben. Ich weigerte mich lange, diesem Verlangen ein Genüge zu thun. Ich bekenne offenherzig, daß ich nicht der Meinung bin, man müsse alles, was ein Schriftsteller je geschrieben hat, ohne Auswahl in einer Sammlung wieder drucken lassen. Insonderheit scheint es, Lessings Antheil an den Brie-

fen eine Litteratur betreffend, die vor mehr als dreißig Jahren neu war, könne sich am wenigsten zu einem neuen ganz ungeänderten Abdrucke in einer Sammlung seiner sämmtlichen Werke qualificiren. Es hat sich seitdem ungemein viel geändert. Was damals das Verdienst der Neuheit hatte, ist jetzt alt; die Freymüthigkeit, die damals unerhört schien, und daher auch so viel beytrug, der deutschen Litteratur eine bessere Wendung zu geben, ist jetzt so allgemein geworden, daß sie sogar mehrmals in Uebermuth und Unanständigkeit ausartete. Streitigkeiten, die damals wichtig waren, sind jetzt uninteressant; Tadel längst mit Recht vergessener schlechter Schriften, kann jetzt nichts Anziehendes haben. So-

gar das Verdienst, daß man etwa Ueberbleibsel von Lessings Geiste der Vergessenheit entreißen wollte, welche die Einrükkung mancher unbekannt gewordenen Aufsätze entschuldigen könnte, kann hier nicht in Anschlag kommen; denn diese Lessingischen Briefe stehen in einer Sammlung die genugsam bekannt, und in allen Bibliotheken der Litteraturliebhaber und in allen Buchhandlungen vorhanden ist.

Indeß ward von mir der neue Abdruck der Lessingischen Litteraturbriefe wiederholt und sehr dringend verlangt. Man führte den Grund an, es sey einmahl in dieser Sammlung der Plan, alles was von Lessing herrühre, wieder zu drucken. Ich überlegte endlich, daß sobald dieser Plan einmahl angenommen

worden, Lessings Antheil an den Litteraturbriefen nothwendig dazu gehöre. Ich überlegte ferner, daß es vielleicht auch von mir nicht wohlgethan seyn möchte, darauf zu bestehen, daß der schon meist ausgeführte Plan an einer Seite mangelhaft bliebe, ob es gleich nicht mit meiner Ueberzeugung übereinstimmte. Ich gab also endlich nach, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß nicht alles wieder gedruckt würde, sondern daß ich eine zweckmäßige Auswahl machte, womit man endlich, jedoch ungern, zufrieden war.

Ich liefere also hier diesen Auszug, und habe ihn so zweckmäßig zu machen gesucht, als ich konnte. Ich habe mir in Gedanken vorgestellt, was wohl

Lessing selbst noch möchte wieder drucken lassen, und was nicht. Ob ich alles getroffen habe, mag der Kenner beurtheilen; im Ganzen hoffe ich aber soll dieser Auszug seinem Zwecke entsprechen.

Ich habe die Briefe weggelassen, worin Lessing bloß Stellen aus Büchern anführt, welche damals als Neuigkeiten Werth hatten, jetzt aber entweder als schätzbare Kunstwerke bekannt, oder, weil ihr Werth nicht dauernd war, vergessen sind; ferner solche, wo er bloß einen Auszug macht, oder wo er z. B. bloß das Resultat einer Streitschrift Heinzens, gegen Gottscheds längst vergessene deutsche Grammatik, giebt. Bey Tadel von Schriften, besonders von schlechten Schriften, habe ich von den Beyspielen oft einige wegge-

lassen, so wie ich überhaupt alles wegließ, wovon es mir schien, es werde unter veränderten Umständen nicht mehr interessant seyn. Dazu gehören auch Streitigkeiten, wobey ich wenigstens wegzulassen oder zu mildern gesucht habe, was einen lebenden Schriftsteller beleidigen könnte. Aber solche Stellen, wo Lessings Scharfsinn, Witz und eigenthümlicher Charakter hervorleuchtet, solche Stellen, denen Feinheit der Schreibart, Richtigkeit der Kritik oder brauchbare litterarische Anmerkungen noch jetzt Werth geben, habe ich sorgfältig beybehalten, wenn ich sie gleich aus andern Ursachen jetzt ungern wieder drucken lasse. Ich glaube auf diese Art erhalten zu haben, was des Erhaltens vorzüglich würdig ist; und vielleicht

dem Verehrer Lessings, durch die Auswahl und durch einige wenige erläuternde Anmerkungen, die wiederholte Lektüre noch bequemer gemacht zu haben. Den Litterator, der alles umfassen will, was Lessing je geschrieben hat, weise ich auf das komplette Werk der Briefe die Litteratur betreffend.

Zwar hat ein gewisser Herr Heinzmann, der einen Nachdruck mit dem Anschein einer litterarischen Unternehmung beschönigen will, in einer Kompilation, die er **Lessings Analekten für die Litteratur** betitelt, auch schon Lessings Litteraturbriefe, so wie die Dramaturgie, ganz wieder abdrucken lassen; aber kein ächter Liebhaber der Litteratur wird diese unförmliche Zusammenraffung eines An-

blicks würdigen. Es würde vergebene Mühe seyn, hier umständlich aus einander zu setzen, wie zwecklos und ohne Sinn dieser Mann gesammelt hat, da er z. B. Lessings umständlichen Auszug aus dem Comédien des Remond de St. Albine, einem allenthalben bekannten Buche, mit geliefert, hingegen andere eigene Stücke von Lessing, welche eher in eine solche Sammlung gehören, weggelassen hat.

Ich will hier nur anführen, daß dieser elende Kompilator Lessings Manier und Schreibart so wenig kennet, daß er Aufsätze von andern Verfassern als Lessingische abdrucken läßt. Unter den Recensionen, die er aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften wieder abdrucken zu lassen für gut gefunden hat, ist keine einzige von Lessing.

Der Auszug aus dem Essay on the Writings and Genius of Pope (Analekten II. Theil S. 169.) ist von Moses Mendelssohn. Da der einfältige Sammler freylich Lessings Manier nicht zu unterscheiden fähig war; so hätte ihn wenigstens das unterzeichnete M., das er treuherzig mit abdrucken lässet, aufmerksam machen sollen, und er hätte, wenn er aus der Bibl. der schönen Wissenschaften etwas ausziehen wollte, wenigstens wissen und nachlesen müssen, daß ich in der Vorrede des Anhangs des IIIten und IVten Bandes dieser Bibliothek S. 10 die Zeichen erkläre, daß es Buchstaben aus Moses und meinem Namen sind. Die Beurtheilung von Duschs Frühlingsmonaten (Analekten IIter Theil S. 621) ist gleich-

falls nicht von Lessing, sondern von Moses, und in der Bibliothek auch mit E. unterzeichnet. Die Beurtheilung der Herbstmonate (S. 632.) und über Thomsons Sophonisbe (S. 644.) sind vom Hrn. Kreissteuereinnehmer Weiße. Hingegen die einzige Recension, die von Lessing in der Bibliothek der schönen Wissenschaften steht, die von **Lieberkühns Uebersetzung der Idyllen Theokrits** &c. hat der Stümper nicht zu unterscheiden und herauszusuchen gewußt, und sie daher auch nicht abdrucken lassen; daher habe ich sie am Ende dieses Theils angehängt. Er versichert auch in seinem, dem IIten Bande der Analekten vorgesetzten Verzeichnisse der Schriften Lessings ganz keck, derselbe habe „mehrere Recen-

„sionen zur allgemeinen deutschen Biblio„thek geliefert;“ da doch in diesem Werke nicht eine Zeile von Lessing ist. Doch genug hiervon.

Im Jahre 1782 ließ ein Ungenannter in das von **Lichtenberg** und **G. Forster** herausgegebene **Göttingische Magazin der Wissenschaften und Littera**tur IIten Jahrgangs 5s Stück, ganz unrichtige Nachrichten von den **Briefen die Litteratur betreffend**, einrücken. Ich setzte dieserwegen ein Schreiben an Hrn. Hofrath Lichtenberg auf, welches er im 3ten Stücke des IIIten Jahrgangs dieses Magazins S. 387. abdrucken ließ. Ich habe für dienlich erachtet, dieses Schreiben hier beyzufügen, nicht weil ich darin mich wider Unbilligkeiten vertheidige,

sondern weil darin die Entstehung und Beschaffenheit der Litteraturbriefe kürzlich und der Wahrheit gemäß erzählt wird. Ich habe zu diesem neuen Abdrucke jetzt noch ein Paar erläuternde Anmerkungen hinzugethan. Berlin, den 3. März 1794.

Friedrich Nicolai.

Schrei-

Schreiben an den Hrn. Hofr. Lichtenberg in Göttingen.

Ich finde in dem Göttingischen Magazine, im des IIten Jahrgangs 5tem Stücke, S. 159. u. f. die Briefe, die neueste Litteratur betreffend, auf eine Art erwähnt, die Berichtigung zu verdienen scheint.

Der Verf. des Aufsatzes über die deutsche Litteratur sagt: (S. 159.) „Lessing, Mendelssohn, Abbt, vereinigten sich zu den Litteraturbriefen," und (S. 162.) „wegen des „Buchhänderprojects, das wie allenthalben in „Deutschland, so auch hierbey, so viel Einfluß „hatte, wurden die Briefe von schlechtern Arbeitern fortgesezt, nachdem sich die ersten „Verfasser davon losgesagt. Abbt starb. Mendelssohn ward auf andere Art den Litteraturbriefen entzogen," u. s. w.

Ich darf sagen, daß hier alles falsch vorgestellt, daß in jeder Zeile ein Fehler ist. Denn Abbt hat sich zu den Briefen mit Lessing und Moses nicht vereinigt, da er mit Lessingen in keiner Verbindung war; die Litteraturbriefe waren nie ein Buchhänderproject, und nie hatte ein Buchhänderproject darauf Einfluß; die ersten Verfasser haben sich nie davon losgesagt; sie wurden nie von schlechten Arbeitern fortgesezt; Abbt starb lange nachdem die Litteraturbriefe geendiget waren; im letzten Bande stehen noch Briefe von ihm; und Moses ward ihnen nie entzogen.

Sie sind zu billig, und zu sehr mein Freund, als daß ich nicht auch eine doppelte Ungerechtigkeit rügen dürfte, welche dieser Verfasser gegen mich begeht. Die kleinere möchte seyn, daß er meines Antheils an den Litteraturbriefen so gar nicht gedenkt, als ob er nicht da wäre. Er mag dadurch immer stillschweigend zu verstehen geben, dieser Antheil sey so unbeträchtlich, daß er nicht verdiene, erwähnt zu werden; er mag immer stillschweigend zu verstehen geben, meine Ungeschicklichkeit sey Ursach, daß ich meinen Freunden nicht habe gleich arbeiten können. Ich bin mir allzu wohl bewußt, wie viel Verläugnung es mir die ganze Zeit meines Lebens über gekostet hat, das nicht thun zu können, was ich gern gethan hätte, und von dem ich wenigstens glaubte, ich könnte es. Man hat gut der Hebamme sagen: ey fruchtbar! wenn sie alle Nächte ausgehen muß, die Geburten anderer zu befördern, und zum Empfangen entweder aus Arbeitsamkeit nicht Zeit, oder aus Müdigkeit nicht Lust haben kann.

Auch ein Ungenannter im deutschen Museum (1782. 7tes St.) mißbrauchte mein Vertrauen, indem er, um sich ein gewisses Air zu geben, die Zeichen und Namen der Verfasser und andere Nachrichten von den Litteraturbriefen, die er mir vor einigen Jahren, unter dem Versprechen, sie nicht bekannt zu machen, abgelockt hatte, dennoch bekannt machte. Er berichtet (S. 81.) zu gleicher Zeit dienstfertiger Weise, daß meine Briefe nicht an Lessings Briefe reichen, welches auch, so viel ich weiß, noch niemand zu behaupten eingefallen ist. Vielleicht kann es dienen, etwas von diesen schiefen Anspielungen auf mich zu erklären, wenn ich Ihnen

nen sage, daß ich keinem Menschen die Erklärung der Zeichen, und die übrigen Nachrichten von den Litteraturbriefen, die man im Museum findet, mitgetheilt habe, als dem Ungenannten, der im Merkur (Weinmond 1781.) einen Aufsatz über Lessing geliefert hat, (welchen Aufsatz der Ungenannte im Museum zu citiren nicht unterließ;) daß der Ungenannte, der im Merkur über Lessing schrieb, eben der Ungenannte ist, der mich wegen meines Versuchs über die Tempelherren im Merkur auf eine so unwürdige Art angriff; und daß eben dieser wahrscheinlich auch derjenige Ungenannte ist, der im Museum über die Litteraturbriefe schrieb, um zu erweisen, „Nicolai sey „nicht der erste und eigentliche Urheber der gedach„ten Briefe.“ Wenigstens kann er die Zeichen und Nachrichten von Niemand haben, als von dem Ungenannten im Merkur. Was verächtlich ist, bleibt verächtlich, es scheine so klein wie es wolle.

Doch ich komme auf den Verfasser im Göttingischen Magazin zurück. Wie gesagt, es ist nur eine kleine Ungerechtigkeit, daß er meinen Antheil an den Briefen, denen er selbst so vielen Einfluß in die deutsche Litteratur beylegt, verschweigt. Wenn etwas Gutes geschehen ist, so ist mir eben so viel nicht daran gelegen, ob die Welt genau wisse, wie viel Antheil ich daran habe. Aber daß er die Briefe ein Buchhändlerproject nennt, daß er sagt, dieses Buchhändlerproject habe viel Einfluß darauf gehabt, daß er noch hinzusetzt: Proben vom Einflusse des Buchhändlers und seiner kaufmännischen Projecte lese man zum Ekel in Abbts Correspondenz, ist eine Beleidigung, die ich wahrlich nicht verdiene. Es wird

dadurch alles, was ich bey den Litteraturbriefen gethan habe, in einem falschen Lichte angezeigt. Ich werde eines Eigennutzes beschuldiget, dessen ich mich niemals, am wenigsten bey den Litteraturbriefen schuldig gemacht habe. Hierzu kann ich nicht schweigen. Habe ich jemals Buchmacherey zu befördern gesucht? Oder waren die Briefe eine Buchmacherey? Welchen Einfluß hat das Project des Buchhändlers auf die Briefe gehabt? Welche von meinen kaufmännischen Projecten findet man in Abbts Correspondenz? Und Projecte, die bis zum Ekel darin sollen zu lesen seyn? Ich glaube jedes Wort, das ich in diesen Briefen kann gesagt haben, muß zeigen, daß ich höhere Absichten hatte. Ich wollte die Litteraturbriefe nicht untergehen lassen, ein Werk, in dem noch so viel Nützliches zu sagen war, und an dem ich selbst, so weit es meine Lage erlaubte, mitarbeitete. Es ist gemächlicher, kaufmännische Projecte auszuführen, als diejenigen, die ich in meinem Leben ausgeführt habe. Ganz sonderbar ist es, daß der Ungenannte im Museum will, ich sey nicht der Urheber der Briefe, das Project sey also nicht von mir; und daß der Ungenannte im Göttingischen Magazin will, das Project sey von mir; es sey aber ein Buchhändlerproject. Da bey meinem Leben und vor meinen Augen eine Sache, die mich so nahe angeht, von zwey Personen so fälschlich vorgestellt wird, so will ich die Veranlassung und die Geschichte der Litteraturbriefe ganz kurz erzählen; ohne weiter mit den beyden Herren zu streiten, über das, was sie von diesen Briefen wissen oder nicht wissen können.

Schon mehrere Jahre vorher war die deutsche Litteratur in zwey entgegen gesetzte Partheyen ge-

theilt, in die Schweizerische und in die Gottschedische. Man mußte zu einer von beyden gehören; einen Mittelweg gab es nicht. Ich war damals ein junger Mensch, der außer den gewöhnlichsten Schulstudien, keine gelehrte Erziehung gehabt hatte, und nach Ausbildung begierig, aber keinem Menschen bekannt war, der dazu hätte beytragen können. Außer einem kurzen Umgange mit Ewald und einem sparsamen Briefwechsel mit Kleist, war nichts da, wodurch ich mich hätte durch fremde Beyhülfe bilden können; ich mußte alles aus Büchern und aus mir selbst ziehen. Ich las also mit unermüdetem Eifer, und reflectirte über das Gelesene nach meiner Art, ohne daß ich mit irgend jemand mich unterreden konnte, welches doch zur Entwickelung der Gedanken so vortheilhaft ist. Da ich von der Welt nichts wußte, und die menschlichen Leidenschaften nicht kannte, so schien mir der damalige Zustand der Gelehrsamkeit ganz unbegreiflich. Die Streitfragen, welche damals allenthalben so wichtig tractirt wurden, kamen mir unwichtig vor, und die Schriften der Alten und der neuern Ausländer, die ich gelesen hatte, fand ich ganz anders, als die deutschen Schriften die man damals unsterblich nannte. Weil ich niemand hatte, dem ich meine Gedanken mündlich mittheilen konnte, so mußte ich sie der Feder anvertrauen. So schrieb ich Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften, welche 1754 herauskamen. Diese Briefe machten damals Aufsehen; denn ein junger Mensch redete aus seinem Winkel heraus, ohne irgend eine litterarische Verbindung, ohne irgend eine von den Rücksichten, die damals jedermann brauchte; sagte ohne Umschweif, was ihm an je-

der von beyden Partheyen mißfiel. Mit dieser meiner Offenherzigkeit gieng es mir, wie es mir mit meiner Offenherzigkeit immer gegangen ist. Sie zog mir den Haß beyder Partheyen zu. Aber das war eine Kleinigkeit; denn durch sie ward ich zu gleicher Zeit mit Lessing, und durch Ihn mit Moses bekannt, welches ich für das größte Glück meines Lebens halte.

Lessing dachte über die damalige Litteratur eben so wie ich. Da wir fast täglich beysammen waren, so kamen wir immer wieder auf eben die Gedanken zurück, welche sich durch beständige Erörterung immer mehr entwickelten, besonders durch unsern lieben Moses, der bey uns war, was bey den alten Schauspielen der Chor. Er war gewöhnlich unserer lebhaften Dispüten kaltblütiger Zuhörer, und zog unvermuthet, und wenn wir noch weit vom Ziele zu seyn glaubten, in wenig Worten ein treffendes Resultat, das uns alle befriedigte. Dies währte über ein Jahr. Fast bey jedem neuen Buche, über das wir sprachen, erneuerte sich der Verdruß über die schiefe Wendung, die alles nahm. Hierauf entstand endlich das Verlangen, diesem Uebel abzuhelfen. Die damaligen Journale waren fast alle frostig, seicht, partheyisch, voll Complimente. Die Gedanken, daß man ein besseres schreiben sollte, worin besonders die Wahrheit ganz deutsch herausgesagt würde, war sehr natürlich, um so mehr, weil die **Bibliothek der schönen Wissenschaften**, wegen meiner veränderten Lage, die mir alle Muße raubte, damals aufhören sollte. Oft hieß es unter uns im Scherze: Man dürfte ja nur schreiben, was wir so oft sagen. Indessen war noch von keinem von uns ernstlich daran gedacht, dieses Vorhaben auszuführen.

Im November 1758 war ich einmahl mit Lessing zusammen, als auf eine damals neu herausgekommene Schrift eines noch lebenden Autors die Rede kam. Wir hatten mancherley daran auszusetzen. Ich weiß nicht mehr, wer von uns beyden zuerst wieder das zu schreibende Journal, von dem wir mehrmals gesprochen hatten, aufs Tapet brachte. Diesmal redeten wir doch ernstlicher davon; denn wir betrachteten die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit, welche wenigen Verfassern bald zu beschwerlich wird, wovon ich schon bey der **Bibliothek der schönen Wissenschaften** die Erfahrung hatte. Wir kamen überein, daß wir ein solches Werk nicht ausführen konnten, und doch wünschten wir, es möchte ausgeführt werden. Endlich fiel mir ein: wir haben so oft gesagt, man sollte schreiben, was wir sagen. Wir wollen also in Briefen niederschreiben, was wir in unsern täglichen Unterredungen sagen, wollen uns keinen bestimmten Zweck vorstellen, wollen anfangen, wenn es uns gefällt, aufhören, wenn es uns gefällt, reden, wovon es uns gefällt; gerade so wie wir es machen, wenn wir zusammen plaudern.

Dieser Vorschlag gefiel Lessingen, und er ward auf der Stelle näher bestimmt. Der damalige Krieg spannete alles mit Enthusiasmus an. Um also doch einigermaßen etwas Vollständiges zu haben, und sich nicht in ein zu großes Feld einzulassen, ward beschlossen, die Litteratur seit dem Anfange des Krieges zu übersehen, und diese Uebersicht bis zum Frieden fortzusetzen, den man damals nicht weit entfernt glaubte. Dies war kein allzuweitläuftiges Unternehmen; wir glaubten es ausführen und das Ende absehen zu können. Freylich wurden wir dadurch nachher weiter geführt. Der

Gedanke an einen verwundeten Officier zu schreiben, gehört ganz Lessingen zu; denn, sagte er, wie leicht kann Kleist verwundet werden, so sollen die Briefe an ihn gerichtet seyn. Lessing kam damals von Leipzig zurück, wo er mit Kleisten eine innige Freundschaft gestiftet hatte.

Daß ich an den Briefen nur wenigen Antheil nehmen konnte, *) war natürlich. Ich hatte eben damals, im Oct. 1758, nachdem ich zwey Jahre in gänzlicher Unabhängigkeit gelebt, nach dem unvermutheten Tode meines ältesten Bruders dessen Buchhandlung übernehmen müssen. Ich war genöthiget, sie auf einen ganz andern Fuß einzurichten. Ich mußte jährlich drey Handlungsreisen machen, hatte eine Menge Sorgen und Arbeit auf mir, u. s. w. Woher hätte ich Muße zu vielen Arbeiten dieser Art nehmen sollen?

Lessing hatte die meiste Muße; daher war er auch bey den ersten Bänden am meisten beschäftiget **). Als er daher nach Breslau ging, so war ich, weit entfernt, an ein kaufmännisches Project zu denken, wie mir sehr unbilliger Weise Schuld gegeben wird, fest entschlossen, das Werk zu endigen, weil ich die Möglichkeit der Fortsetzung nicht einsahe. Daß dieses Werk ferner fortgesetzt wor-

*) Meine Zeichen sind Re. S. T.; außerdem ist von mir der 6te Brief im Iten Theile ununterzeichnet, desgleichen der 192te Brief, obgleich mit K. bezeichnet. Ferner im 276sten Brief von S. 173. bis S. 179. Und im XIX. Theile S. 5. die Nachricht.

**) Lessings Zeichen sind A. E. Fll. G. L. O. U. Auch ist der 43 und 44te Brief im IIten Theile von ihm.

den, ist bloß allein meinem lieben Moses*) zu danken. Er ermunterte mich, es nicht fallen zu lassen, Er versprach mir mehr Beyhülfe, und hielt sein Versprechen. Ich selbst trug auch mehr bey, so viel meine Zeit erlaubte. Indessen merkten wir beide bald, daß für uns allein die Arbeit allzuschwer war.

Ich hatte Abbten durch seinen Aufsatz vom Tode fürs Vaterland kennen lernen. Auch hier war es Moses, welcher zuerst auf den Gedanken kam, diesen jungen Mann von Talenten zu den Briefen einzuladen, weil wir Beyhülfe nöthig hatten. Abbt hat eigentlich in den Litteraturbriefen seine Schreibart gebildet**). Ich weiß es am besten; denn mein Loos war gemeiniglich seine Handschrift durchzusehen, und die Auswüchse zu beschneiden, wovon auch in der gedruckten Correspondenz Spuren sind. Die Gelehrigkeit, mit der Abbt die offenherzigen Erinnerungen seiner Freunde annahm, ist vielleicht ohne Beyspiel, und ist seiner seltenen Wahrheitsliebe bestes Zeugniß.

*) Moses Zeichen sind D. K. M. P. Z. Im XIIten Theile, im 192. Briefe, S 210 f. ist von ihm Fulberti Kulmii Antwort. Im XIVten Theile ist der 233 bis 236te Brief von ihm, obgleich mit Fll. bezeichnet. Im XVIten Theile S. 67. 68. der kleine 258ste Brief; im XIXten Theile S. 41. das Orakel.

**) Abbts erster Brief ist der 148ste im IXten Theile. Seine Zeichen sind B. E. Ferner sind von ihm im XVIIIten Bande S. 23. die Nachschrift zum 277ten Briefe, und im XIXten Bande S. 8. die Zweifel.

Wir drey wurden immer mehr und mehr durch andere Geschäfte zerstreuet, und die Briefe gingen langsam fort. Der Krieg war nun geendigt; wir wollten die uns bey der ersten Entstehung vorgesetzte Laufbahn vollenden, und noch einiger während des Krieges erschienener beträchtlicher Werke gedenken. Aber es fehlte uns allen an Zeit. Hier war es wieder **Moses**, welcher einen Mann vorschlug, dessen große Verdienste jetzt allgemein anerkannt sind *). Im göttingischen **Magazine** wird von diesen Beyträgen, welche daselbst sehr uneigentlich eine **Fortsetzung** genennet werden, sehr ungerecht geurtheilt; denn, obgleich nicht völlig im Tone der vorigen **Briefe**, sind sie doch nichts weniger als schlecht. Sie können keine **Fortsetzung** heißen; denn von uns allen stehen in den letzten Bänden noch Beyträge, und auch von Lessing, der so lange nichts geliefert hatte, steht im letzten Bande ein Brief. Ich machte endlich den Epilogus, so wie Lessing den Prologus. Noch stehen in dem letzten Bande ein paar Briefe von fremder Hand, **) und in den mittlern Bänden einer von Sulzern ***).

*) Den jetzigen Herrn Abt Resewitz. Sein erster Brief ist der 267te im XVIIten Theile. Zeichen Q und Tz.

**) Vom Hr. Prof. Grillo in Berlin. Im XXten Bande ist der 302te Brief sein erstes Zeichen **.

***) Im XIIten Theile der 193te Brief, von Winkelmanns Anmerkungen über die Baukunst der Alten, mit * * * unterzeichnet. Außerdem ist noch der 78te Brief im Vten Theile von Sulzer, und mit seinem Namen unterzeichnet.

Dies

Dies ist die wahre Geschichte dieses Werks, welche ich Ihnen erzähle, damit nicht eine falsche an die Stelle gesetzt werde. Uebrigens mußte ich, ich gestehe es Ihnen, über den Plan lächeln, den Ihr Verfasser (S. 180) von einem guten kritischen Journale giebt. Ich sehe daraus, daß er wohlmeynend, aber jung ist. Vor ungefähr dreyßig Jahren dachte ich auch so. Seitdem habe ich drey kritische Journale veranlasset und herausgegeben, welche Epoche machten, jedes in seiner Art. Nämlich: die **Bibliothek der schönen Wissenschaften;** **die Briefe, die neueste Litteratur betreffend,** und **die allgemeine deutsche Bibliothek.** Ich weiß also aus langer Erfahrung, in weiterm Umfange als jemand, alles was nöthig und was möglich ist, um ein solches Werk zu veranstalten und auszuführen. Ich frage sie auf Ihr Gewissen, ob die **göttingischen gelehrten Anzeigen,** welche schon seit so langen Jahren verdienten Beyfall haben, so lange würden gedauert haben; ja ob sie überhaupt würden zu Stande gekommen seyn, wenn sich die vielen Mitarbeiter derselben über jede einzelne Recension hätten besprechen sollen. Was die Einheit betrifft, die, der Meynung des Verfassers nach, in einem solchen Werke herrschen soll, so kann sie leicht in **Einseitigkeit** ausarten, welches so schlimm seyn dürfte, als irgend etwas anders. Diese Einseitigkeit zu verhüten, war ich bey der ersten Idee der **allgemeinen deutschen Bibliothek** bemüht, Mitarbeiter aus allen deutschen Provinzen zusammen zu bringen, denen es auch nicht einmal nöthig ist, sich unter einander zu kennen. Wenn man so glücklich ist, gelehrte, verständige und unparteyische Männer zu einem solchen Werke zusammen zu finden; so wird sich bey der so nöthi-

gen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, dennoch eine vielleicht nicht erwartete Einheit finden. Was den guten Ton der feinen Welt betrifft, welchen dieser Verfasser von einem kritischen Journale fordert, so weiß ich nicht, ob die simple Schreibart des schlichten gesunden Verstandes, deutschen kritischen Schriften nicht angemessener seyn dürfte, als dieser sogenannte gute Ton. Der gute Ton in Frankreich ist eine Convenienz, die sich in Paris wie eine Mode ändert, und den niemand außer Paris haben kann und soll. Diesen guten Ton meint der Verfasser vielleicht nicht einmal, sondern vielleicht nur den guten Ton der Wendungen, welche in der französischen Sprache liegen, und mit welcher die französischen Kritiker die dünne Suppe ihres Räsonnements würzen. Auch dieser Vorzug mag der Année litteraire unbeneidet verbleiben. Es sollte mir aber leid thun, wenn man, diese Wendungen abgerechnet, die Année litteraire mit unsern besten gelehrten Zeitungen und kritischen Journalen in Eine Klasse setzen müßte.

Berlin, d. 29. Weinmonats, 1782.

Friedrich Nicolai.

Auszüge
aus
Lessings Antheil
an den Litteratur-Briefen.

1759 bis 1763.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Der Herr von N.**, ein verdienter Officier, und zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, ward in der Schlacht bey Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht, und seine Wundärzte empfahlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewisser militärischer Ekel vor politischen Neuigkeiten, trieben ihn, bey den ungern verlassenen Musen eine angenehmere Beschäftigung zu suchen. Er schrieb an einige von seinen Freunden in B**, und ersuchte sie, ihm die Lücke, welche der Krieg in seiner Kenntniß der neuesten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da sie ihm unter keinem Vorwande diese Gefälligkeit abschlagen konnten, so trugen sie es dem Herrn Fll. auf, sich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entstanden, in die Hände gera-

Bayerische Staatsbibliothek München

then, kann dem Publico zu wissen oder nicht zu wissen, sehr gleichgültig seyn. Ich theile sie ihm mit, weil ich glaube, daß sie manchem sowohl von dem schreibenden, als lesenden Theile der so genannten Gelehrten, nützlich seyn können.

Ihre Anzahl ist bereits beträchtlich, ob sie gleich ihren Anfang nur vor drey oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherstellung des Herrn von N** fortgesetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt sie drucken zu lassen, wie und wenn ich will. Der Verleger meynte, daß es am füglichsten wöchentlich geschehen könnte; und ich lasse ihm seinen Willen.

Erster Brief.

Etwas werden Sie freylich nachzuholen haben; aber nicht viel. Die zwey gefährlichen mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen, — und hundert sind noch zu wenig — die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden; gegen tausend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geschahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwartetsten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieses von uns Deutschen vor allen andern. Zwar hat der Krieg seine blutigste

Bühne unter uns aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das allzunahe Geräusch der Waffen die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo sie ohnedies nicht die beste Aufnahme erhielten; so können sie auf eine sehr lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholischen Vergnügen begleitet, über verlorne Güter zu weinen.

Ich rufe ihre Blicke aus dieser finstern Aussicht zurück. Man muß einen Soldaten sein unentbehrliches Geschäft durch die bejammernswürdigen Folgen desselben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem süßen Traume unterhalten, daß in unsern gesittetern Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern ist, der alle übrigen Stände ungestöret läßt, und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erwecket. Lieber will ich für Sie auch die leichtesten Spu-

ren der unter uns noch wandelnden Musen aufsuchen, und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachspüren, aus welchen sie, nicht längst, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben scheinen.

Die Umstände, unter welchen Sie diese Arbeit von mir verlangen, machen sie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich stolz zu seyn Ursache habe. Kann sich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerstreuungen zu lindern, der sie gern mit Ihnen getheilet hätte? ꝛc.

Zweyter Brief.

Wenigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns noch in ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden; und unsere Uebersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg.

Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! Eben itzt habe ich einen vor mir, der sich an einen englischen Dichter — rathen Sie einmal an

welchen! — gemacht hat. O, Sie können es doch nicht errathen! — An Popen*).

Und in Prosa hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen großes, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische in der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war: — einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte.

Es war auch ein bloßer Buchhändlereinfall; wie der Uebersetzer selbst gestehet. Und was geht es diesen an, womit jener ihn Geld verdienen läßt, und selbst Geld zu verdienen denket? Freylich sollte so ein blindlings gefälliges Werkzeug eine bescheidenere Sprache führen, als unser Uebersetzer des Pope führet. Er sollte nicht sagen:

*) Herrn A. Pope sämmtliche Werke rc. Erster Band. Altona, 1758. in 8vo.

„Ich habe mir eingebildet, meinen Dichter völ-
„lig zu verstehen, und mich darauf verlassen, daß
„meine eigene kleine Dichtergabe, so geringe sie
„auch seyn mag, mir zu Hülfe kommen würde, das
„Verstandene so auszudrücken, daß der Schwung
„und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören." —
Denn je größer er sich selbst macht, desto unbarmherziger wird ihm der Leser sein thörichtes Unternehmen aufmutzen, desto höhnischer wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der seinem Eigenlobe widerspricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, sagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter, und in den Werken der Alten belesener Mann (a Scholar) sey; und ist gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich so ein Mann ist. — Was meynen Sie wohl, daß aus dieser feinen Anmerkung unter der Feder des Uebersetzers geworden ist? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler übersetzt und sagt:

„In der That ist es sehr unbillig, daß man
„aus uns Schüler haben will, und dennoch unwil-
„lig wird, wenn man uns als Schüler befindet."

Pope vergleicht den Virgil mit seinem Muster, dem Theokrit. Der Römer, sagt er, übertrifft den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und ist ihm in nichts nachzusetzen, als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks (simplicity and propriety of style). Pope meynet, daß der Styl in den Virgilischen Eklogen uneigentlicher, verblümter sey, als in den Theokritischen; und der Vorwurf ist nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Uebersetzer ausdrückt, ist er es gänzlich. Er giebt nehmlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftsteller, selbst keinen von den Alten ausgenommen, ist dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctness) vorzuziehen *)? Virgil, der sich den Theokrit zum Muster vorgestellt — sagt Pope, und der Uebersetzer: Virgil, der den Theokrit ausschreibt.

Dieses sind noch lange nicht alle Fehler, aus der bloßen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoesie, aus den ersten und leichtesten, nehmlich prosaischen, Stücken des ersten Ban-

*) Abhandlung von der Schäferpoesie S. 7. der deutschen Uebersetzung.

des. Urtheilen Sie, wie es tiefer herein aussehen mag!

Was der Uebersetzer zur Entschuldigung seiner oft undeutschen Wortfügungen anführt; wie er sich in dieser Entschuldigung verwirrt und sich unvermerkt selbst tadelt, ist auf der 17ten Seite des Vorberichts lustig zu lesen. Er verlangt, daß man, ihn zu verstehen, die Kunst zu lesen besitze. Aber da diese Kunst so gemein nicht ist; so hätte er die Kunst zu schreiben verstehen sollen. Und wehe der armen Kunst zu lesen, wenn ihr vornehmstes Geschäft seyn muß, den **Wortverstand** deutlich zu machen! rc.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, dessen guter Wille uns schon den zweyten englischen Dichter verdorben hat? — **Verdorben** klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuschten Lesers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von **Palthen** Uebersetzung der Thomsonschen Jahreszeiten werden Ihnen

frühere Urtheile zu Gesichte gekommen seyn. Nur ein Wort von seinen Fabeln des Gay *).

Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nehmlich nach den Regeln beurtheilet, welche die Kunstrichter aus den besten Fabeln des Aesopus abstrahiret haben. Bloß seine starke Moral, seine feine Satire, seine übrigen poetischen Talente machen ihn, troß jenen Regeln, zu einem guten Schriftsteller.

Schade um so viel mehr, daß so manche feine Satire dem Uebersetzer unter der Arbeit verflogen ist! Und es muß eine sehr eilfertige Arbeit gewesen seyn! Sehr oft hat er sich auch nicht die Zeit genommen, die Worte seines Originals recht anzusehen. Wenn Gay in der VIten Fabel sagt:

The Miser trembling lock'd his chest;

(der Geitzhals verschloß zitternd seinen Kasten) so sieht er lock'd für look'd an, und übersetzt: der Geitzhals blickte zitternd auf seinen Kasten.

*) Hamburg und Leipzig, 1758. in 8vo.

Das englische Cameleon rühmet sich, (IIte Fabel) es habe eines jeden Höflings Leidenschaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion.

Und das deutsche sagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenschaft zu berühren. Dieses folglich ist kaum halb so geschickt als jenes. Verstehen etwa die deutschen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation?

Gay beschreibt (in der XII. Fabel) ein unglückliches Ehepaar. Er der Mann, sagt er, liebt das Befehlen; und die Frau das Widersprechen. Sich sklavisch zu unterwerfen, ist durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug ist ungemein fein, und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigensinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut was sie haben wollen. — Nun sehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht:

„Sie will entweder ihren Willen haben, oder „auch umwechselnd die Herrschaft führen.“—

O dreymal Glücklicher, dessen Gattin sich mit dem letztern begnügt!

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns geht. Ein gewisser C. G. Bergmann hat Bolingbrocke's Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte übersetzt *), und er ist es, von dem man sagen kann, daß er alles, was die Welt noch bis jetzt von elenden Uebersetzern gesehen hat, unendlich weit zurück läßt. — Ich muß den Beweis versparen. Er fordert mehr Raum, als mir übrig ist.

Vierter Brief.

Unsere Uebersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen, sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Uebungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber

*) Leipzig, in gr. 8. 1758.

sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären sie hierzu nicht ganz unfähig, so würden sie es fast immer aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo sie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigstens geschieht es durch diese etwanige Fähigkeit, daß ihr Leser oft mehrere als nur die gröbsten bemerkt; und die folgenden des Herrn Bergmann sind gewiß nicht erst durch die ängstliche Zusammenhaltung des Originals entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar selbst durch ihre Studien weder weiser noch besser werden, andere aber in den Stand setzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Absichten zu studieren, von den Herausgebern verlegener Handschriften, den Wortforschern u. s. w. redet, gedenkt mit Beyfall eines Gelehrten, den man einst in der Kirche, in seiner Kapelle, unter der stückweisen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bey frommen Leuten nicht ungewöhnlich ist, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexikonsmachern ver=

sehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieses *) mit folgender Uebersetzung:

„Ich billige daher die Andacht eines gelehrten
„Mannes aus der christlichen Kirche gar sehr, der
„in seiner Kapelle vergessen hatte, sich mit Gott zu
„beschäftigen, wie es bey andächtigen Personen gar
„nichts unerhörtes ist, und der unter andern be-
„sondern Danksagungen, wodurch er sich gegen die
„Gütigkeit Gottes erkenntlich bezeigte, der Welt
„Wörterbücher verschaffte." — —

So viel Zeilen, so viel unverzeihliche Fehler. Bolingbroke fährt in seiner philosophischen Laune fort: Diese Leute wollen eben so gern berühmt seyn, als andere von größeren Talenten, und wenden die Mittel dazu an, so gut sie ihnen Gott verliehen hat ꝛc. Sie verdienen Aufmun-

*) I approve therefore very much the devotion of a studious man at Christ-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodness, in furnishing the world with Makers of Dictionaries. *Letter* 1. *p.* 6.

munterung, so lange sie nur bloß zusammen tragen, und weder dabey witzig seyn, noch vernünfteln wollen *). — Und Bergmann fährt fort, zu verhunzen:

„Diese Leute erwerben sich Ruhm sowohl als „solche, die höher sind als sie, durch diejenigen „Mittel, so ihnen Gott gegeben hat, denselben zu „erlangen &c. Sie verdienen aber dennoch Aufmun„terung, weil sie beständig zusammen tragen, und „weder auf Witz noch Vernunft Anspruch machen."

Bolingbroke vergleicht die Systeme der alten Zeitrechnung und Geschichte mit bezauberten Schlössern. Sie scheinen, sagt er, etwas zu seyn, und sind nichts als Phantome; löse die Bezauberung auf, (dissolve the charm) und sie verschwinden aus dem Gesicht, wie jene. — Hat ihn Bergmann verstanden?

„Alle diese Systeme, läßt er ihn sagen, sind so „viele bezauberte Schlösser; sie erscheinen als et-

*) These men *court* fame, as well as their betters, by such means as God has given them to acquire it — They deserve encouragement, however, whilst they continue to compile, and neither affect wit, or presume to reason.

„was, und sind nichts als Erscheinungen. Ihre „Reitze fliegen gleich diesen auseinander, und „verschwinden aus unserm Gesichte.“ —

O Bergmann ist ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper lassen verschwinden, was bloß da zu seyn schien. Bergmann macht sein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, sind weg! Ohne alle Spur, weg!

Das allertollste aber ist dieses, daß er —— (wie soll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit Ihrer Erlaubniß, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen) daß er seinem Autor die Krätze giebt, um ihn reiben zu können. Das ist: er versteht ihn unrecht, und straft ihn in gelehrten Anmerkungen wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat. Hören sie nur!

Bolingbroke redet in seinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geschichte betrachtet. Er kömmt auf die so genannte Uebersetzung der siebzig Dolmetscher, und sagt: Die hellenistischen Juden erzählten von dieser

Uebersetzung, um sie in Ansehen zu bringen, ja gar zu heiligen, eben so viel wunderbare Dinge, als die andern Juden von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfing, und von Simon dem Gerechten erzählt hatten, welcher diesen Kanon zu Ende brachte. Diese heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition, und die Tradition ward zur Geschichte; die Väter unserer christlichen Kirche ließen es sich nicht zuwider seyn, Gebrauch davon zu machen. Der heil. Hieronymus rc. rc. Diese heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke so? Was sonst, als die frommen Mährchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will sein elender Uebersetzer, daß er unter diesen Romanen die heiligen Bücher selbst, und nicht die jüdischen Fabeln von ihrer Erhaltung und ihrer Verdolmetschung verstehe.

„Hier sieht man," ruft er lächerlich aus, „die „Folgerung des Verfassers! Er hatte vorher ganz „und gar nicht beweisen können, daß die biblischen „Bücher nicht schon da gewesen wären, oder daß „sie verfälscht worden; itzt aber nennt er sie heilige

„Romanen, ohne uns zu sagen, wodurch sie sich „in Romanen hätten verwandeln können ꝛc.“

Possen! Wir wissen es freylich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalièrement von der Bibel spricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verspare wenigstens sein Collegium auf eine andere Stelle.

Und nun sagen Sie mir, ist das deutsche Publicum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände seiner Knaben; sie schreyen Kahlkopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervor kommen, und diese Buben würgen?

Bergmann muß nicht allein das Englische nicht wissen; er muß gar nichts wissen. Wenn Bolingbroke sagt: die Chronologie ist eine von den Wissenschaften, welche bloß a limine salutandæ sind; so macht jener daraus:

„Welche man schon von weitem empfangen muß.“

Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marshams redet, redet jener von Marshams Sätzen, und muß nicht wissen, daß das Buch dieses Gelehrten hier gemeynet wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Boling-

broke von dem Kanon der heiligen Bücher spricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wissen, was Herr Bergmann studierte? Ob die Theologie?

Fünfter Brief.

Der Uebersetzer des Gay hat sich zu gleicher Zeit auch als Verfasser gezeigt, und Versuche zu vergnügen *), herausgegeben.

Ich denke so: mir nützlich zu seyn, möchte man so oft und viel versuchen, als man nur immer wollte; wenn ich nur die Versuche mich zu vergnügen verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierstuben an uns lernen!

Der Lenz des Herrn von Palthen scheinet eine Sammlung von allem dem zu seyn, was er bey Uebersetzung des Thomsonschen Frühlings, Schlechteres gedacht hat: eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomson und Kleist, und selbst Zachariä verschmähet haben. Er

*) Erste Samml. Rostock und Wismar, 1758. gr. 8.

malt Mücken, (S. 14.) und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüße male! Doch nicht genug, daß er seine Gegenstände so klein wählt; er scheint auch eine eigene Lust an schmutzigen und ekeln zu haben. — Die aufgeschürzte Bauermagd mit Blutdurchströmten Wangen, und derben sich zeigenden Waden, wie sie am abgespannten Leiterwagen stehet, mit zackiger Gabel den Mist darauf zu schlagen. — Der erhitzte brüllende Stier mit der breiten Brust, und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht stehende Geliebte verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über sie herstürzt und unwiderstehlich sie hält. — Der Ackersmann, der sein schmutziges Tuch löset, woraus er schmierigen Speck und schwarzes Brot hervor ziehet. — Die grunzende Sau, mit den fleckigen saubern Ferkeln. — Der feurige Schmatz einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingredienzien für Ein Vomitiv!

Hier ist eine Herzstärkung! Ein Projekt zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine „Herzstärkung für mich;“ werden Sie sagen:

„der Mann will mir das Handwerk legen!" — Ach nicht doch! Er meynt es so böse nicht. Sein Haupteinfall ist dieser: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, dessen Ausspruch sich alle europäischen Staaten gefallen ließen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter ist? Aber, als jener Officier seinen Vorschlag zur Verkürzung der Processe that, und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth sich der Officier auch? — Doch dieses bey Seite! Wenn sich nun unter den europäischen Mächten Halsstarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leisten sich weigerten? Wie da? O, der Herr von Palthen hat vollstreckende Völker, er hat militarische Execution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg; und Sie sollen zeitig genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald gesund!

Was soll ich Ihnen von seinen drey ersten Oden des Horaz sagen? Gleich vom Anfange heißt es:

Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
Mit heißer Achs zum Ziel gelanget.

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das wenigste. Sie mußten um das Ziel herum! — Lassen sie uns nicht weiter lesen.

Und wie oft zeiget der Herr von Palthen ich weiß nicht, welche eingeschränkte Kenntnisse! — Petrarch sagt von sich: (S. 89.) „Ich habe nie an Schmausen ein Vergnügen „gefunden, sondern habe bei mäßiger Kost und ge„wöhnlichen Speisen ein vergnügteres Leben ge„führt, als alle Nachfolger des Apicius"

Und der Herr v. P. setzt in einer Anmerkung hinzu:

„Es wird hier auf den Apicius Caelius gezielet, „welcher zehn Bücher von der Kochkunst geschrie„ben ꝛc."

Allein, muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer seyn? Er hätte, wie bekannt, einen ganz andern Apicius hier anführen sollen, und würde unter drey berühmten Schlemmern dieses Namens die Wahl gehabt haben. —

Das Projekt des Abts von St. Pierre zu einem beständigen Frieden, sagt der Herr v. P.,

sey ihm nicht zu Gesichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es ist unendlich sinnreicher als seins, und läuft auf eine proportionirliche Herabsetzung der Kriegsheere aller europäischen Staaten hinaus.

Siebenter Brief *).

Sie haben Recht; dergleichen schlechte Uebersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind unter der Kritik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den sie stiften, ist unbeschreiblich. — Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen; welch eine erbärmliche Figur würden Virgil und Horaz, Shaftesbury und Bolingbroke bey der Nachwelt machen!

*) Ich habe die Folge der Zahlen der Briefe beybehalten, wie sie in der Originalausgabe ist; damit man allenfalls jeden Brief daselbst eher finden kann. N.

Oder meynen Sie, daß bey einem so allgemeinen Schiffbruche der Wissenschaften, die deutsche Gelehrsamkeit nur immerhin auch mit versinken möchte?

Das wäre zu bitter geurtheilet! Man verachtet keinen Baum wegen seiner unansehnlichen Blüthe, wenn er wegen seiner Frucht zu schätzen ist. Unsere schönen Wissenschaften würden zu vergessen seyn; aber unsere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdann an die Stelle der großen Ausländer, und der noch größern Alten treten müßten und könnten! Klopstock würde Homer; Cramer, Pindar; Uz, Horaz; Gleim, Anakreon; Geßner, Theokrit; Wieland, Lucrez. —

Wieland, Lucrez? So geht es, wenn man träumet! Es finden sich im Traume Dinge oft wieder zusammen, die man seit vielen Jahren nicht mit einander gedacht hat. Herr Wieland hätte es längst gern aus unserm Gedächtniß vertilgt, daß er der Verfasser der Natur der Dinge ist, und aus dem meinigen schien es auch wirklich vertilgt zu seyn. —

Ich sende ihnen hier eine Sammlung von ihm*), in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet: welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen?

Achter Brief.

Auch mir sind unter den Wielandischen Schriften die Empfindungen des Christen das anstößigste gewesen.

*) Zürch, bey Orell und Compag. 1758. in drey Theilen. Enthält I. 1) Sympathien, 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe. 3) Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. II. 1) Empfindungen des Christen. 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes. 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1) Betrachtungen über den Menschen. 2) Gesicht des Mirza. 3) Zwey Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden. 4) Plan einer Akademie, zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute. 5) Gespräch des Sokrates von der scheinbaren und wahren Schönheit.

Empfindungen des Christen, heißen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann, und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können aufs höchste Empfindungen eines Christen seyn; eines Christen nehmlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerten Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sey.

Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denkt, wirklich das dabei denkt, was er dabey denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt und anhebt:

„Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares Gesicht um mich her! — Schwarze Finsterniß, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem be-

„benden Erdkreis. — Die Sonne ist erloschen, die „verlassene Natur seufzt; ihr Seufzen bebet gleich „dem schwachen Wimmern des Sterbenden durch „die allgemeine Todesstille. — Was seh ich? „Erbleichte Seraphim schweben aus dem nächtlichen „Dunkel hier und da hervor! Sie schauen mit ge- „faltenen Händen, wie erstarret, herab! Viele ver- „bergen ihr thränendes Antlitz in schwarze Wol- „ken. — O des bangen Gesichts! Ich sehe, ich „sehe den Altar der Versöhnung, und das Opfer, „das für die Sünde der Welt verblutet *)."

Schön! — Aber sind das Empfindungen? Ist Einbildungskraft Empfindung?

Der Ton der Psalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wieland oft annehmen, hat mich an Petersens Stimmen aus Zion wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwischen Petersen und Wielanden würde diesem auf keine Weise schimpflich seyn. Petersen war ein sehr gelehrter und sinnreicher Mann, und kein gemeines poetisches Genie. Seine Uranias ist voll treff-

*) Empfindungen XIV. S. 99.

licher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß Leibnitz sie zu verbessern würdigte, nachdem er selbst den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erst gedachten Stimmen sind hundert prosaische Lieder, die er selbst Psalmen nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

Drey und vierzigster Psalm.

„Wie ist die Welt doch so überweise worden!
„Wie hat sich die Magd über die Frau erhoben!"

„Die Weisheit des Fleisches waffnet sich gegen
„die göttliche Einfalt, und die Vernunft ficht
„wider den Glauben.

„Die Weltweisheit setzet sich gegen die göttliche
„Thorheit; sie meistert Gottes Weisheit, und ver-
„fälscht sein großes Wort.

„Sie ist gar zu weise zum Himmelreich; darum
„kommt sie auch nicht dahin, wohin die Kinder
„kommen 2c.

Zwey und achtzigster Psalm.

„Brüder! Lasset uns hingehen, und unser Leben „lassen! Die Wahrheit ist wohl werth, daß wir „sie bis in den Tod bekennen!

„Es ist der treue und wahrhafte Zeuge vor uns „hergegangen. Er hat ein gut Bekenntniß bekannt „vor Pontio Pilato. Er mußte auch sterben als „ein Verführer. —

„Gott sey Dank, daß wir nicht leben, wie die „Uebelthäter! Wir haben zwar unserm Gott ge„sündiget, aber nicht der Welt.

„Es ist recht und billig, daß uns unser Vater „züchtiget; es ist recht, daß er diesen Leib zerbricht.

„Wir müssen doch einmal unsre Hütten ab„legen; warum nicht itzt, da wir noch mit unserm „Tode preisen unsern Gott?

„So wissen wir auch, daß der Tod seiner Hei„ligen bey ihm hochgeachtet sey, und daß er ihm „seine Lieblinge nicht nehmen lasse. —

„Brüder! lasset uns nicht fürchten, wie die „Heyden und Sünder pflegen. Furcht ist nicht in „der Liebe und in dem Glauben zu unserm Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet, so „wollen wir nun auch dem Herrn sterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Wasser ge„hen; er wird uns nicht ungetröstet, noch unge„stärkt lassen.

„Siehe! Wir sehen ihn, o wie freundlich ist er „uns! Er führet uns über den Tod! Halleluja! —"

Was sagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wieland auffordern, mir erhabenere und pathetischere Stellen in seinen ganzen Empfindungen zu zeigen? Hr. Wieland ist reich an Blümchen; Petersen an starken Gedanken, an großen Gesinnungen. Beyde haben die Sprache der H. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edlen Einfalt gelassen, Wieland aber durch affectirte Allusionen verunstaltet hat.

Und gleichwohl sind Petersens Stimmen gar bald verachtet, und vergessen worden. Denn Petersen war ja ein Schwärmer!

Neunter Brief.

Ich habe über Herrn Wielands Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute einige Anmerkungen

kungen gemacht, die ich niederschreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bey seinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Diese, sagt er, setzten die Erziehung hauptsächlich in die Uebung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Uebung weder diese noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Absicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war, ihre jungen Bürger zu dem zu bilden, was sie καλοκαγαθια nennten, in welchem Worte sie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freyen und edeln Menschen von einem Sklaven und menschenähnlichen Thiere unterscheiden, alle Eigenschaften und Geschicklichkeiten, welche den Menschen erhöhen, verschönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieser Absicht, welche allein der menschlichen Natur würdig ist, flößte man der Jugend so früh als möglich den Geschmack am Schönen und Guten, nebst den besten moralischen und politischen Gesinnungen ein: in

diesem Gesichtspuncte studirte man mit ihnen den Homer und schmückte ihr Gedächtniß mit den weisesten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philosophen der ältesten Griechen waren 2c. — —

Aber ich wollte wohl Herrn **Wieland** fragen: Hat Ihr Vorgeben seine historische Richtigkeit? Ist es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und andern Dichtern Weisheit lehrten? und wurde Homer, ich will nicht sagen durchgängig, sondern nur von allen denen unter ihnen verstanden, welchen das Beywort καλοκαγαθοι zukam?

Erinnern Sie Sich, würde ich gegen den Herrn **Wieland** fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzählet *). Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in seinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief sich z. E., wenn er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle ei=

*) Im ersten Buche seiner denkwürdigen Reden des Sokrates.

tele, nur zeitverkürzende und schädliche Beschäftigungen rechnete, auf den Ausspruch des Hesiodus:

Εργον δ' ȣδεν ὀνειδος, ἀεργειν δε τ' ὀνειδος,

Keine Arbeit sondern allein der Müßiggang ist schimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Rathgeber nützlich seyn könnten, sich müßten gefallen lassen, zu gehorchen, und führte in dieser Absicht das Betragen des Ulysses an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, sagt Homer*), sprach Ulysses mit freundlichen Worten zu; wo sich aber ein Geringerer unnütz machte, den schlug er mit seinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu seyn:

Δαιμονὶ ἀτρεμας ἡσο, καὶ ἀλλων μυθον ἀκȣε,
Οἱ σεο φερτεροι ἐισι, συ δ' ἀπτολεμος και ἀναλκις
Οὐτε ποτ' ἐν πολεμῳ ἐναριθμιος οὐτ' ἐνι βȣλῃ.)

Was machten die Ankläger des Sokrates aus diesen Stellen? Sagten sie nicht, daß sie

*) Im 2ten Buche der Ilias, v. 189. u. f.

gefährliche Lehren enthielten? daß Hesiodus alle Beschäftigungen billige, sie möchten noch so ungerecht und schimpflich seyn, wenn sie nur einträglich wären? daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwissendesten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigstens war nur deswegen wider den Sokrates so aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, seine Lieblinge, nicht genug zu schätzen schien. Er war also einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch sagen, daß er diese Mißdeutungen nicht sowohl aus Unwissenheit, als aus Bosheit gemacht habe, so bedenke man wenigstens, was er dabey für Richter voraus setzte; und ob diese Richter Leute seyn durften, mit welchen man in der Jugend den Homer, nach moralischen Absichten, gelesen hatte? —

Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar, als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward eben so wenig von allen Griechen verstanden

als Klopstock von allen Deutschen. Ich sage Klopstock, und wenn Sie meynen, daß Bodmer dem Homer näher komme, so setzen Sie Bodmern an seine Stelle. —

Zehnter Brief.

Itzt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Herrn Wieland fortzufahren. Die wichtigsten werde ich von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Herrn D., entlehnen*). —

Den schönen und großen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den überhaupt herhaben? Er sagt zwar:

„So viel ich mich der Beobachtungen erinnern „kann, die ich bey Lesung ihrer Scribenten ge„macht." —

*) Dies ist Moses-Mendelssohn, der sich in den Litteraturbriefen unter andern mit D. unterzeichnete.

Allein, ich besorge, sein Gedächtniß hat ihm hier einen üblen Streich gespielt. Wenigstens beweiset die Stelle des Xenophon, auf die er sich beruft, das gar nicht, was sie beweisen soll.

Die Philosophie, sagt Herr W., wurde von den Griechen für das nöthigste und wesentlichste Stück der Unterweisung gehalten. — Ja! aber was für eine Philosophie? War es wirklich die:

„Welche uns lehret, was edel oder niederträch„tig, was recht oder unrecht, was Weisheit oder „Thorheit sey? Was die Religion, was die mensch„liche Gesellschaft, was der Staat in dem wir „leben, was alle unsere übrigen Verhältnisse von „uns fordern?“

Nichts weniger! Es war eine Philosophie, quæ ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civiliumque rerum notitiam conducebat*); eine Philosophie, welche Aristoteles hernach, unter dem Namen der exoterischen, von der wahren Philosophie gänzlich absonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophisten.

*) A. Gellius XX, 5.

Mit dieser moralischen und bürgerlichen Philosophie, fährt Hr. W. fort, verband man die schönen Künste, insbesondere die Beredsamkeit. — Auch dieses kann mit der historischen Wahrheit nicht bestehen. Die Griechen studierten die Philosophie nur in Absicht auf die Beredsamkeit, und dieser einzigen Kunst waren alle übrige Wissenschaften untergeordnet. Selbst Alcibiades, Xenophon sagt es mit ausdrücklichen Worten, — hielt sich nicht zum Sokrates, um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunst zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein so großer Meister war, zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede ist, welche Philosophen von Profession werden wollten, versteht sich von selbst.

Denken Sie nur, wie weit Hr. W. geht. Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesburyschen Begriff eines Virtuosen, durch ihr καλος καγαθος ausgedrückt hätten. Ich wäre sehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieses καλος καγαθος

etwas anders bedeute, als was wir einen hübschen guten Mann heißen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt: τι οὐν; οὐκ ἐδιδαξατο σε ὁ πατηρ και ἐπαιδευσεν ἅπερ ἐνθαδε οἱ ἀλλοι παιδευονται, οἱ των καλων κἀγαθων πατερων ὑιεες; οἱον γραμματα τε και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την ἀλλην ἀγωνίαν; Können hier καλοι κἀγαθοι Virtuosen heißen? Und was ließen dergleichen Virtuosen ihre Söhne lernen? Lesen und schreiben, auf der Zitter spielen, ringen und andere körperliche Uebungen.

Doch es möchte seyn; Herr Wieland möchte immerhin uns die alte griechische Erziehung noch so sehr verschönern, wenn man nur sehen könnte, was er selbst in seinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die schönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geschöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anschlag. Nach diesen historischen Prämissen, wie er sie nennet, speiset er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt sind. Z. E. Er sagt:

„Es soll von einem Kenner der Wissenschaften „die Ordnung bestimmt werden, nach welcher die „verschiednen Disciplinen und Studien mit der „Jugend getrieben werden sollen; damit das, was „sie zuerst lernen, allezeit das Fundament zu dem „Folgenden abgebe.“ —

Wer mit den Wissenschaften ein wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieser eingebildeten Ordnung eine Grille ist. Alle Wissenschaften reichen sich einander Grundsätze dar, und müssen entweder zugleich, oder eine jede mehr als einmal, getrieben werden. Die Logik, oder die Kunst zu denken, sollte man glauben, müsse billig vor allen andern Wissenschaften vorangehen; allein sie supponirt die Psychologie; diese die Physik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Hr. Wieland ganz und gar, und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derselben. Hier, sagt unser D., möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den Baco gelesen? ob er gesehen, wie sehr dieser Weltweise eine Wissen-

schaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menschlichen Erkenntniß gelehrt werden? ob er eine bessere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus besondern Wissenschaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abstrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf besondere Fälle mit Nutzen anwenden lehret, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den Verstand aufkläret, und den Weg zu großen und nützlichen Erfindungen bahnet? Ich will der itzigen Ontologie, fährt unser Freund fort, nicht das Wort sprechen. So wie sie in unsern philosophischen Büchern abgehandelt wird, ist sie für junge Leute zu hoch. Wenn sie aber der Lehrer wohl studiert hat, und bey dem Vortrage einer besondern Wissenschaft allezeit sein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die sich daraus absondern lassen; so wird er die Aussichten seiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichsam wie unter der Asche glimmet. Eine jede Wissenschaft in ihren engern Bezirk eingeschränkt, kann weder die Seele

bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit sich bey einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten.

Eilfter Brief.

Der größte Fehler, den man bey der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet; und diesen hat Hr. W. am wenigsten zu vermeiden gesucht. Er scheinet vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er (S. 131) verlangt, daß man in der untersten Klasse von jeder Wissenschaft eine historische Kenntniß geben solle. — Die Natur der Seele verkennt die Eintheilung der menschlichen Erkenntniß in die historische, philosophische und mathematische, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genöthiget sind. Die ersten beyden müssen unstreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ih-

nen die dritte in einer kleinen Entfernung folget. Das große Geheimniß, die menschliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen, besteht einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeiz und Neubegierde; und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die historische Kenntniß gleich Anfangs bey, so schläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eigenes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie, als das Warum, zu wissen. Hat man uns nun unglücklicher Weise gewöhnt, diese beyden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bey jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen, und aus dem richtigen Verhältniß derselben auf die Wahrheit zu schließen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleich-

gültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewieget hat. Die Wahrheiten selbst verlieren in unsern Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bey reifern Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen.

Wenn aber unser Freund, der sich hier durch mich erklärt, behauptet, man müsse die historische Erkenntniß nie ohne die philosophische gehen lassen; so redet er von der historischen Kenntniß solcher Dinge, die man durch Nachdenken heraus gebracht, und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wissenschaften demonstrirten Wahrheiten, der Meynungen und Hypothesen, die man angenommen, gewisse Erscheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künstliche Erfahrungen und sorgfältige Beobachtungen heraus gebracht hat. Diese historische Kenntniß der Wissenschaften allein ist es, die man für schädlich halten muß. Die historische Kenntniß der geschehenen Dinge aber kann nicht durch eine Anstrengung des Genies

heraus gebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müssen hier beschäftiget seyn, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kann. Daher ist es in der Natur der Seele gegründet, daß in Ansehung solcher Dinge, die historische Kenntniß den Grund legen muß: und hier ist ein neuer Fehler unsers Verfassers. Er sollte mit der Geschichte der Natur den Anfang machen, und diese allen Vorlesungen in der ersten Klasse zum Grunde legen. Sie enthält den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer scharfsinnig genug ist, so wird er die Genies der Schüler bey dieser Gelegenheit leichtlich prüfen, und unterscheiden können, zu welcher Kunst oder Wissenschaft ein jedes derselben aufgelegt ist. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeschichte mit zu dem Studium der Historie überhaupt, aus der er drey verschiedene Disciplinen gemacht wissen will.

Doch nicht genug, daß er den Wissenschaften, durch die vorläufige historische Kenntniß

derselben, alle Anlockungen nimmt; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wissenschaften als Wissenschaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, sich aller trockenen Abhandlungen, abstracter Untersuchungen und scharfen Demonstrationen so lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer großen Reife des Verstandes gelanget sind. — Aber man folge nur diesem Rathe, man sey nur so superficiell, und ich will vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieser großen Reife des Verstandes nie gelangen werden. — Er schlägt dagegen vor, daß sich die Lehrer die Aesopische und Sokratische Methode eigen zu machen trachten sollen, weil diese:

„ihrer Leichtigkeit und Anmuth wegen, der „Wahrheit am leichtesten Zutritt zu unserer Seele „verschaffe."

Was für einen Begriff muß unser Verfasser von der Sokratischen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle wesentlichen Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten heraus zu bringen, und endlich auf eben die Weise aus der

Definition Schlußfolgen zu ziehen suchte? Seine Definitionen sind durchgehends richtig; und wenn seine Beweise nicht immer die strengste Probe aushalten, so sieht man wenigstens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachläßigung und Geringschätzung der trocknen Untersuchung von Seiten des Philosophen gewesen. Zu unsern Zeiten kann die Sokratische Lehrart mit der Strenge der itzigen Methode auf eine so geschickte Art verbunden werden, daß man die allertiefssinnigsten Wahrheiten heraus bringt, indem man nur richtige Definitionen aufzusuchen scheinet.— Ich will geschwind schließen; Sie möchten mich um die Muster in dieser Art des Vortrages fragen.

Dreyzehnter Brief.

Was ich unter Herrn Wielands patriotischer Verachtung seiner Nation verstehe, werden Sie am besten aus einem Exempel abnehmen können. — Er redet von der Beredtsamkeit der Kanzel, und bricht in die Frage aus:

„Wie

„Wie lange wollen wir uns von den Franzosen „beschämen lassen, welche ihren Bossuet, Bour„daloue, Massillon, Trublet aufweisen können, „da hingegen unsere größten geistlichen Redner „gegen jene nicht in Betrachtung kommen?“

Aber ich glaube, ich fange an zu spotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr Wieland auch gesagt hätte, warum denn nun unser Mosheim und Sack, unser Jerusalem und Cramer, gegen jene Franzosen gar nicht in Betrachtung kommen! Die Franzosen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; sie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der Virtuose spricht mehr aus ihnen; sie haben die körperliche Beredtsamkeit bey ihren vortrefflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt: alles Eigenschaften, die dem geistlichen Redner nothwendig sind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlasse, der mehr als dieses sucht, und es seinem Amte für unanständig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verstand erleuchtet zu haben.

Der wahre Gottesgelehrte weiß, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunst des erstern ein Hülfsmittel für den letztern, nie aber das Hauptwerk, seyn müsse. —

Herr Wieland ist ja sonst weit mehr für die Engländer als für die Franzosen eingenommen. Wie kömmt es denn aber, daß er nun hier diese jenen vorzieht? Hier in der Beredsamkeit, die man doch, nach seinen eigenen Grundsätzen, bey den Franzosen, wegen ihrer despotischen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erstreckt, am wenigsten suchen sollte? Kömmt bey ihm etwa auch ein Tillotson gegen Bourdaloue und Trublet noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes Demosthenische Reden, nach der sich unsere geistlichen Redner zuerst gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Ist ihm nur der der größte Redner, der die Affecten seiner Zuhörer am geschwindesten erregen kann?

Ich habe nur erst neulich eine sehr vortreffliche Stelle über diese Materie gelesen. Sie

stehet in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweiz*) gekommen ist, daher man den Herrn Wieland um so viel eher darauf verweisen könnte. Erlauben Sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theolog schreibt an einen jungen Geistlichen:

„Ich habe, sagt er, denjenigen Theil der Rede=„kunst betrachtet, welcher mit Regung der Affec=„ten umgehet; und ich weiß, daß diese Kunst bey „den Gottesgelehrten sowohl, als bey den fana=„tischen und enthusiastischen Predigern in großer „Hochachtung ist, und daß man viel Fleiß darauf „wendet.

„Die zwey großen Redner in Griechenland und „Rom, Demosthenes und Cicero, beyde Dema=„gogi in einer demokratisch eingerichteten Repub=„lik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr „von einander unterschieden.

„Der erste, welcher mit einem polirtern, gelehr=„tern und witzigern Volke zu thun hatte, setzte den „größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die

*) Moralische Beobachtungen und Urtheile. Zürich, 1757. in 8vo.

„Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also haupt„sächlich den Verstand zu überzeugen. **Tullius** hin„gegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrich„tigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation, „und blieb deswegen bey der pathetischen Bered„samkeit, welche die Affecten erreget.

„Allein das Vornehmste, welches man hierbey „beobachten muß, ist dieses, daß diese Redner in „allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hat„ten; denn bald suchten sie die Verurtheilung oder „Lossprechung einer angeklagten Person, bald woll„ten sie das Volk zum Kriege bereden, bald bemüh„ten sie sich ein Gesetz einzuführen, und derglei„chen; und alles dieses wurde gleich auf der Stelle „ausgemacht, nach dem der Vortrag des Redners „Beyfall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, „die Affecten der Zuhörer entweder zu erregen, „oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo „**Tullius** war. Mit dieses letztern Schriften „machen sich junge Geistliche, (ich meyne die, welche „Autores lesen) insgemein mehr bekannt, als mit „dem **Demosthenes**, welcher doch jenen in vielen „Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst „anlanget. Allein ich kann nicht sehen, wie die „Kunst, die Affecten zu erregen, von großem

„Nutzen seyn könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größte Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Gemüther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte.

„Was mich aber insonderheit veranlasset, die Art zu predigen, da man nur die Affekten zu rühren sucht, zu verwerfen, ist dieses, weil ich gesehen habe, wie schlechten Vortheil dieselbe geschafft. Ich kenne einen Herrn, welcher dieses als eine Regel beobachtete, daß er alle die Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwa ein Punctum exclamationis gestellt sah. Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen großen Theil schlafend finden werden.

„Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, maßen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will,

„als mancher nicht im Cicero findet, geschweige „aus ihm lernet.

Ich bite euch daher gar sehr, diese Kunst „(im Fall ihr ja unglücklicher Weise euch bereden „solltet, daß ihr dieselbe besäßet) sehr selten, „und mit aller möglichen Behutsamkeit zu ge„brauchen, ꝛc.“

Es wohnet mir eine dunkle Erinnerung bey, diese Gedanken bereits anderswo gelesen zu haben. Doch dem sey wie ihm wolle; der Schriftsteller, aus dem ich sie itzt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber.

„Es ist nicht zu leugnen, sagt er, daß diese „Stelle von einer großen Einsicht dieses Gottes„gelehrten in die Wirkung der geistlichen Bered„samkeit auf das menschliche Gemüth zeuget. Allein „ist wohl keine Gefahr bey seinem Rathe, daß die „Leute, num vitant vitia, stulti in contraria cur„rant? Mich bedünkt, die größte Kunst würde seyn, „das Gründliche und das Pathetische (wo es die „Natur der Sache erlaubt) dergestalt mit einan„der zu verbinden, daß dieses letztere stets seinen „Grund in der Vorstellung des ersten behielte.“

Sehr wohl! — Und eben diese so schwere Verbindung des Gründlichen und Pathetischen ist es, die unserm Mosheim, nach meinem Bedünken, einen sehr großen Vorzug vor allen französischen Predigern giebt.

Vierzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn Wieland — Er verlernt seine Sprache in der Schweiz. Er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Wörtern vergessen haben. Alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern. Licenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität, — und noch hundert solche Wörter, die alle nicht das geringste mehr sagen, als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriste ist. Linge, sagt Herr Wieland so gar — Er befiehlt:

„Daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen „zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge, „et pour leurs menus plaisirs vom Hause gegeben „wird, dem Hofmeister genaue Rechenschaft geben

„sollen. Sie sollen ihre Linge," fährt er fort, „Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Messer und Gabel mitbringen." —

Dieses noch im Vorbeygehen! — Wenn uns Herr Wieland, statt jener französischen Wörter, so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte; er würde Dank verdienet haben. Allein es scheint nicht, daß er sich in diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen. Das einzige Wort, entsprechen, habe ich ein oder zweymal mit Vergnügen bey ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer, sagte er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten entsprechen (respondent.) Dieses entsprechen ist itzt den Schweizern eigen, und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Frisch führet bereits eine Stelle aus Kaysersbergers Postille an, wo es heißt: Die Getät und der Nom sollen einander entsprechen.

Man muß den neuesten schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie itzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. Geßner und

Zimmermann unter andern, schreiben ungemein schön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an; aber doch nicht mehr, als man Andern den Meißner oder Niedersachsen anmerkt. Herrn **Wieland** ist es daher um so viel mehr zu verdenken, wenn nur er seine Sprache in der Schweiz so vernachlässiget, daß ihm besonders gewisse eigenthümliche Ausdrücke nicht mehr beyfallen. Ist es z.E. Deutsch, wenn er sagt: Pygmalion schnitzte eine Venus **aus Marmor**?

Die moralischen **Beobachtungen und Urtheile**, aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort schon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht versteht, die aber viele Leser zu verstehen wünschten, weil sie wirklich etwas besonders auszudrücken scheinen; dergleichen sind hürisch*), ringsinnig**), abschätzig†), Schick rc. ††).

Und dessen ungeachtet lassen sie sich sehr wohl lesen. Sie scheinen aus dem Beytrage einer gan-

*) S. 20 **) S. 22. †) S. 144. ††) S. 179.

zen muntern Gesellschaft entstanden zu seyn. Der herrschende Ton darin ist Satire und Humor. Folgende Beschreibung*) eines Husaren, bey Anlaß des Lobes eines Mädchens, wird Sie belustigen:

„Die keusche Climene fliehet vor jungen Männern, wie ein erschrocknes Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht, wenn er „auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes „einen Husaren auf ihn zufliegen sieht. Welch ein „Schauspiel! An seiner Stirne steht geschrieben „Mord, und die Blicke seiner Augen sind alle „vergiftete Spieße. Er schießet dieselben dicht wie „ein Regen von sich aus, und tödtet damit, noch „ehe er tödtet. Der Grausame behängt die Rüstung „seines Pferdes mit sieben Todtenköpfen; drey sind „der Schrecken derer, die ihn von hinten nachzusehen das Glück haben; und viere pochen von „vorne. Er hat sich zwischen denselben hingesetzt, „wie Thomas Kulikan auf seinen Thron; und wie „Satan von dem Herzen des Verräthers Besitz genommen hat, also hat er sich mit dreistem Stolz „auf sein Pferd geschwungen. Wer darf zu ihm

*) S. 136.

„sagen: Gott grüße dich? Alle hat er — abge=
„nommen; sie bluten noch, und mit den kostbaren
„Tropfen, die herunter fallen, bezeichnet er seinen
„Weg. Die Erde will ewig mit einigen derselben
„gefärbet bleiben, um das Andenken dieses Zer=
„störers zum Abscheu zu erhalten; andere haben die
„Thränen der Landeskinder ausgewaschen. Nun
„eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt
„kömmt, so achtet der Grausame sich besser ge=
„rüstet, als ein Gesandter, der bey seinem öffent=
„lichen Einzuge mit verschwenderischer Pracht auf
„einmal will sehen lassen, wie groß der sey, der
„ihn gesendet hat. O, daß Tausende, spricht er,
„nur Einen Hals hätten! Warum muß ich so viel
„einzelne Köpfe spalten; und mein Saber noch hun=
„gern, wenn ich ihn durch den dicksten Hals ge=
„schlagen habe, wie ein Hund hungert, dem ein
„Kind ein Brosamchen ins Maul wirft! Er ver=
„schluckt es, er empfindet nichts dabey, und
„heischt mit gleich unverwandten Augen und hun=
„gernder Begierde die große Schüssel voll, die
„auf dem Tische steht. Kommt, Brüder! spricht
„er, wenn er Menschenköpfe zu spalten ausreitet,
„laßt uns sehen, wo wir Rüben zerhacken können.
„Er trinkt Blut aus Hirnschädeln; sein Pferd

„tränkt er auch damit, und wenn sein fürchter-„licher Schnauzbart davon geröthet wird, so wischt „er es nicht weg. Im Quartier spricht er zum „Wirthe: Gieb, was du hast, und was du nicht „hast, das gieb auch, — alsdenn sterbe! und „zur Wirthin: Lebe du bis morgen, und „spreite itzt ein Bett an, für mich und dich. „Wenn ihm ein Priester begegnet, so flucht er, „und denselben Tag will er nicht ausreiten, denn „dieser Hund (sagt er) hat mir ein Unglück vor-„bedeutet.“ — —

Sechzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste*) in die Hände gekommen. Lassen Sie sich in ihrer guten Meynung von diesem kritischen Werke nichts irren. Man hat ihr Partheylichkeit und Tadelsucht vorgeworfen; aber konnten sich die mittelmäßigen Schriftsteller, welche sie kritisirt hatte, anders verantworten? Diese Herren, welche so gern jedes Ge-

*) Leipzig, bey Dyk, in groß 8vo, bis zum IVten Bande.

richt der Kritik für eine grausame Inquisition ausschreyen, machen sehr seltsame Forderungen. Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werkes aufsuchen, und die Fehler desselben eher bemänteln, als bloß stellen. In zwey Fällen bin ich selbst ihrer Meynung. Einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat; die besten Werke der Alten, zum Exempel. Zweytens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller, als nur bloß gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verfasser der Bibliothek. Die Güte eines Werks beruhet nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelne Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen, und das Werk so, wie der Philosoph die Welt, betrachten. Allein, wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat

angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdann muß man so gutherzig nicht seyn, und einer schönen Hand wegen, ein häßliches Gesicht, oder eines reizenden Fußes wegen, einen Buckel übersehen. Und daß dieses, wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten gethan haben, darin bestehet ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichsam zur Basis machen darf; so bitte ich mir auch die Freyheit aus, verschiedenes darin anzeigen zu dürfen, womit ich so vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größten Theils da hinaus laufen, daß die Verfasser, wie gesagt, hier und da, und nicht blos gegen Dichter, viel zu nachsehend gewesen sind.

Wie wenig, z. E., erinnern sie bey des Hrn. Prof. Gottsched nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen

Dichtkunst*); und wie manches ist doch darin, daß man ihm nothwendig aufdecken sollte!

Können sie sich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Rosenblüthe, die Peter Probste und Hans Sachsen so wohl kennet, nur denjenigen nicht kennet, der doch bis itzt dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hat: unsern Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahr 1747 führet er die theathralischen Werke desselben an, und sagt:

„Hier stehen 1. Canut, 2. der Geheimnißvolle:
„3. die Trojanerinnen; 4. des Sophokles Elektra;
„5. die stumme Schönheit; 6. die lange Weile."

Die beyden letztern stehen nicht darin, sondern machen nebst dem Lustspiele, der Triumph der guten Frauen, welches er gar nicht anführt, einen besondern Band, welchen der Verfasser Beyträge zu dem Dänischen Theater benennet hat.

Und wie viel andere Unterlassungssünden hat Herr Gottsched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek sehr streitig machen:

*) In dem ersten Stücke des 5ten Bandes, S. 85.

„Daß er etwas so vollständiges geliefert habe, „als man sonst, bey Sammlungen von dieser Art, „von den Bemühungen eines einzigen Mannes „kaum erwarten könne."

Nicht einmal die dramatischen Werke seines Mylius hat er alle gekannt; denn den Unerträglichen vermissen wir gar, und von den Aerzten muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfasser davon gewesen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deswegen nicht genannt, weil er sich selbst nicht zu nennen für gut befunden; warum nennet er denn den Verfasser der alten Jungfer?

Ich kenne sonst — und bin gar wohl damit zufrieden, — sehr wenig von unserm dramatischen Wuste; aber auch das wenige finde ich bey dem patriotischen Κοπροφορῳ noch lange nicht alle. So fehlen bey dem Jahre 1747 gleich zwey Stücke, der Ehestand, und das Lustspiel auf die Eroberung von Berg op Zoom ꝛc.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn Anne Dore, oder die Einquartierung, ein

Schä-

Schäferspiel*,) in einem Aufzuge? Dieses Mensch kennet der Herr Professor doch ganz gewiß, und es ist gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigstens nicht bey Gelegenheit seiner Schaubühne erwähnet hat.

Siebzehnter Brief.

„Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek,*) „wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen „großen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem „Herrn Professor Gottsched zu danken habe."

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es gerade zu. Es wäre zu wünschen, daß sich Hr. Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen.

*) Dies war eigentlich ein pöbelhaftes Bauernspiel, dessen Absurditäten schon die schweizerischen Kunstrichter so deutlich gezeigt hatten, daß sich vielleicht Gottsched selbst desselben schämen mochte. N.

*) Des dritten Bandes, erstes Stück. S. 85.

Als die Neuberin blühte, und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freylich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regel; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsere Staats- und Helden-Actionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsre Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereyen; und Prügel waren die witzigen Einfälle derselben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu seyn. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsahe; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Aber wie ging er damit zu Werke? Er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen seyn. Und was für eines neuen? Eines französirenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sey, oder nicht. Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß

wir mehr in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische, besser auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüdet, als die zu große Verwickelung rc. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das Englische Theater geführt haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht, wie sein Cato es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addisonschen Cato für das beste Englische Trauerspiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen, und damals keinen Shakespear, keinen Johnson, keinen Beaumont und Fletcher rc. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespear, mit einigen bescheidenen Veränderungen,

unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen seyn, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweytens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt.

Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespear ein weit größerer tragischer Dichter, als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtnng, und Shakespear in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht deu Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wäh-

let; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet rc. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerühret hätte, als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem **Mohren von Venedig**, dessen schwache Copie sie ist, und von welchem der ganze Character des Orosmann entlehnet worden?

Daß aber unsre alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen: Doctor Faust hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespearsches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Theil noch, in seinen Doctor Faust! Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat

mir einen Auftritt*) daraus mitgetheilet, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu lesen? Hier ist er! — Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben; und nun fängt sich die dritte Scene des zweyten Aufzugs an**).

— — — —

Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch!

Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweyte Band des Messias in der Bibliothek***) mit vielem Geschmacke beurtheilt worden. Ueberhaupt da=

*) Es ist jetzt bekannt genug, daß diese Scene nicht in einem alten Stücke existirte, sondern von Lessing selbst ist. N.

**) Hier folgt in den Litteratur = Briefen die Scene: Faust und die sieben Geister, die wir nicht noch einmal abdrucken lassen, weil sie schon in den Auszügen aus Lessings Theatralischem Nachlasse, Th. XXII, S. 226. steht.

***) Ersten Bandes zweytes Stück. S. 291.

von zu reden, bin ich auch dieser Meynung; ob ich gleich gegen wenige Recensionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte, als gegen diese.

Der Abhandlung des Herrn **Klopstock** von der **Nachahmung des Griechischen Sylbenmaßes im Deutschen**, hat der Kunstrichter zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß sie der Verfasser selbst ein bloßes Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen sollen. Sie ist in ihrer Art kein schlechteres Fragment, als noch bis itzt der Messias selbst ist. Man sieht nur, daß noch nicht alles gesagt worden; aber was auch gesagt worden, ist vortrefflich. Nur muß man selbst über die alten Sylbenmaße nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verstehen will, die Herr **Klopstock** mehr im Vorbeygehen, als mit Vorsatz zu machen scheint. Und so geht es, wenn ein Genie von seiner Materie voll ist, und die tiefsten Geheimnisse derselben kennet! wenn er davon reden muß, wird er selten wissen, wo er anfangen soll; und wenn er dann anfängt, so wird er so vieles voraus setzen, daß ihn gemeine

Leser dunkel, und Leser von etwas besserer Gattung superficiell schelten werden. Es befremdet mich also gar nicht, daß auch den Kunstrichter in der Bibliothek die Gedanken des Herrn Klopstock nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der prosaische Vortrag desselben nicht allzuordentlich und angenehm vorkömmt. — Mir gefällt die Prosa unsers Dichters ungemein wohl; und diese Abhandlung insbesondere ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll.

Sogar hat der Kunstrichter die allerwichtigste Erinnerung des Herrn Klopstock gänzlich übersehen. Sie betrifft das Geheimniß des poetischen Perioden; ein Geheimniß; welches uns unter andern den Schlüssel giebt, warum alle lateinischen Dichter, in Ansehung der Harmonie, so weit unter dem Virgil bleiben, ob gleich jeder ihrer Hexameter, für sich betrachtet, eben so voll und wohlklingend ist, als jeder einzelne des Virgil.

Indem ich des Hexameters und des Herrn Klopstock hier gedenke, fällt mir ein, Ih-

nen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr Klopstock der erste sey, der deutsche Hexameter gemacht habe? Nein, heibt es, Herr Gottsched hat schon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottscheden, setzen noch belesenere hinzu, Heräus. — Aber auch Heräus ist nicht der erste; sondern diesen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutschen Uebersetzer des Rabelais*) entdeckt zu haben. Es ist bekannt, wie frey dieser mit seinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeschaltet hat. Unter seine Zusätze nun gehöret auch, am Ende des zweyten Kapitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutschen Hexametern, das, wie es scheint, ein scherzhaftes Heldengedicht hat werden sollen. Die Hexameter sind, nach der damaligen Zeit, recht sehr gut, und der Uebersetzer sagt, er führe sie deswegen hier an:

„Dieweil daraus die Künstlichkeit der „Teutschen Sprach in allerhand Carmina be„scheint; und wie sie nun nach Anstellung des

*) Die Uebersetzung ist 1617 gedruckt.

„Hexametri, oder sechsmäßiger Sylbenstim-„mung und siebenmäßigen Sechsschlag, weder „den Griechen noch Latinen (die daß Muß al-„lein essen wolten), forthin weiche."

Er fährt in seiner possierlichen Sprache fort: „Wenn sie schon nicht die Prosodie oder „Stimmäßigung also abergläubig, wie bey ih-„nen halten, so ist es erst billig, denn wie sie „ihre Sprach nicht von andern haben, also „wollen sie auch nit nach andern traben: eine „jede Sprach hat eine sondere angeartete Tö-„nung, und soll auch bleiben bey derselben „Angewöhnung."

Ich weiß, daß Sie es nicht ungern sehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang selbst abschreibe. Er lautet so:

Fahr sittiglich, sittiglich, halt ein mein wutiges G'müthe.
Laß dich versicheren die kluge himmlische Güte,
Daß du nie frefelich ohngefehr fährst auf hohen Sande,
Und schaffest ohne Bedacht dem Wisart ewige Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr und ewigem Preise,

Das jaget ein ofttermal zu sehr in spöttliche Weise.
Sintemal wir Reimenweiß underſtan ein ungepflegtes Dinge,
Daß auch die Teutsche Sprach süßiglich wie Griechische springe ꝛc.

Es nennt sich unser deutscher Uebersetzer des **Rabelais, Huldrich Elloposcleros**, und es ist höchstwahrscheinlich, daß **Johann Fischart** unter diesem Namen verborgeu liegt. Ελλοψ heißt stumm, und ist bei den griechischen Dichtern das gewöhnliche Beywort der Fische, daher es auch oft für sich allein einen Fisch bedeutet; und ἐλλοποσκληρος *) folglich muß einen Mann bezeichnen, den das Loos der Fische getroffen, der von **Fischart** ist. Und was kann einander ähnlicher seyn, als diese deutsche **Rabelais**,

* Von dem angeführten ἐλλοψ nehmlich, und κληρος das Loos; so wie βαθυκληρος, Ναυκληρος. Noch natürlicher zwar würde man es von ἐλλοψ und σκληρος hart, herleiten können, daß es so viel hieße, als Fischhart, zusammengezogen, Fischart.

und der deutsche Bienenkorb des **Philipp** von **Marnix**, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fischart übersetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt **Fischart** noch eine Zueignung an die deutsche Nation vorhergehen. Sie ist in Hexametern und Pentamentern abgefaßt, bey welchen letztern dieses Besondere ist, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter, sondern auch jedes Hemistichion mit dem andern reimet. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerksam zu seyn.

Dapfere meine Deutschen, redlich vom Gemüt und Geblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,
Zu preisen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr seyd von Redlichkeit, von großer streitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerstand:
So wer es euch allesampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.

Drumb dieselbige sonderlich zu förderen eben:
So hab ich mich unverzagt, auf ietziges gern gewagt,
Und hoff solch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er sagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt wiederumb hoche
Dein artige Reymenweiß zu ihrigem ersten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutscher Sprache,
Der erst solch unterweist, frembde Völker allermeist,
Dieselbige lange Zeit haben mit unsrer Künste,
Allein sehr stolziglich, gepranget unbilliglich;
Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen Dunste
Ihn nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

Das heißt wahrhaftig ein fremdes Sylbenmaß mit einer sehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Heräus ist lange

so sinnreich nicht, wenn er zu seinem Helden sagt:

Lehrst du die Deutschen dein Reich wie Römer verfechten,
Darf ja der Deutschen ihr Reim römischen ähnlicher seyn.

Verschiedene Jahre nach Fischart hat Altsted in seiner Encyklopädie wieder ein Muster von deutschen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erste gehalten. Die erste Ausgabe der Encyklopädie ist von 1620 in Quart, und in dieser findet es sich noch nicht, sondern erst in der nachherigen vollständigern Ausgabe in Folio.

Von Altsteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutschen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunst, wo doch Muster in andern lateinischen Sylbenmaßen, in dem Alcäischen zum Exempel, vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wissen, ist deswegen gut, um bey gewissen Lesern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen.

N. S. Freund L. machte mir hier eine kleine Erinnerung;

„Das kömmt davon,“ sagte er, „wenn man die „Gottschedischen Schriften nicht besser gelesen hat! „Schlagen Sie des Herrn Gottscheds Sprachkunst „(S. 628) nach, so werden Sie finden, daß **Conrad** „Geßner noch vor Ihrem **Fischart** deutsche Hexa- „meter gemacht hat, ꝛc.“ —

Hierauf antworte ich, daß ich mich nicht überwinden kann, sechsfüßige Verse, die außer dem einzigen fünften Fuße aus lauter Spondäen bestehen, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger solcher Vers ist zwar zur Noth ein Hexameter; aber lauter solche Verse sind keine.

Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unsern **Messias** zurück — und eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weise diese Recension des Messias bey weitem so unterrichtend nicht geworden ist, als sie wohl hätte werden können. Ihr Verfasser hat die Originalausgabe dieses großen Gedichts nicht gekannt, die nun schon vor vier Jahren, in der

Königlichen Druckerey zu Kopenhagen*) veranstaltet worden. Sie bestehet aus zwey prächtigen Bänden; aber die Pracht ist der geringste ihrer Vorzüge. Der erste Band enthält eine Abhandlung von der geistlichen Epopee und die ersten fünf Gesänge; der zweyte enthält die fünf neuen Gesänge, und die schon erwähnte Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Sylbenmaße. In beiden sind die Gesänge selbst an ungemein vielen Stellen verändert und verbessert worden.

Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter, wie **Klopstock**, in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiße studiert zu werden. Man studiert in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln. Erlauben Sie mir, Ihnen noch eins und das andere davon zu sagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang ver-

*) Im Jahre 1755, in groß Quart.

verwendet. Auf allen Seiten findet man Beyspiele des bestimmtern Sylbenmaßes, der reinern Wortfügung, und der Wahl des edleren Ausdrucks. In Ansehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participien, wo sie den Perioden zu schwerfällig, oder zu dunkel machten, aufgelöset*). Gewisse **Wörter** hat der Dichter zu gemein befunden, und sie haben ausgesuchtern weichen müssen. Das Wort Behausung, welches der Dichter sonst sehr oft brauchte, hat überall seinen Abschied bekommen; und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es stehen geblieben. Ich weiß zwar in Wahrheit nicht, was Herr **Klopstock** wider dieses alte

*) Ich habe geglaubt, die übrigen Beispiele, welche Lessing von den Veränderungen der damals neuen Kopenhagener Ausgabe des Messias gab, um so viel mehr hier weglassen zu müssen, da in der neuesten Ausgabe vom Jahre 1780, die gewiß in den Händen aller Leser ist, welche in unserer Litteratur nicht ganz fremd sind, abermals natürlich noch mehrere Veränderungen sich finden. **N.**

ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas dawider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören besonders nicht wenige besser ausgemalte Beschreibungen. Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeschaltet. Aber auch die Kunst auszustreichen versteht Herr Klopstock, und es sind manche Zeilen weggefallen, die sich seine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen lassen, wenn er sie ihnen nicht selbst genommen hätte. Es sind meistentheils Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen.

Und wären doch alle seine Verkürzungen von dieser Art! Doch so muß ich Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock, ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie, oft anstatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns so manchen Ort verstümmelt, dessen sich ein jeder poetischer Leser gegen ihn annehmen muß. Was gehet es diesen an, daß einem Schwachgläubigen die wüthenden Entschließun-

gen des Adramelechs, zu Ende des zweyten Gesanges, anstößig gewesen sind oder seyn können? Soll er sich deswegen die vortreffliche Stelle rauben lassen, wo dieser rasende Geist auch die Seele des Messias zu tödten sich vornimmt?

Und wenn der Ewige sie vor andern Seelen erwählte,
Wenn er sie sich zu verherrlichen schuf: so soll er voll Jammer
Um sie in einsamer Ewigkeit klagen! Drey schreckliche Nächte
Soll er um sie klagen! Wenn er sich ins Dunkle verhüllt hat,
Soll drey schreckliche Nächte kein Seraph sein Angesicht sehen!
Dann will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinsterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören und Gott seyn!

Und solcher Stellen haben mehrere weichen müssen, die ich mir alle sorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern ist der Charakter des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal so unbestimmt geworden, als er vorher war. Er war schon anfangs sehr schielend, und nun weiß man vollends nicht, was man daraus machen soll. Auch so gar alle die Wörter, die einen heidnischen Verstand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, sattsam geheiliget hatte, sind verwiesen worden; was vorher Schicksal hieß, heißt nun Vorsicht, und die Muse hat sich überall in eine Sängerinn Sions verwandelt.

Die größte Verbesserung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am wirksamsten gewesen, ist die, welche er mit der Rede des Vaters im ersten Gesange vorgenommen. Es ist der Anständigkeit gemäß, daß sich Gott so kurz als möglich ausdrückt; und jene Rede verstieß wider die Regel viel zu sehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da sagt, gesagt werden; und

der Dichter ist nunmehr also auf das Mittel gefallen, ihn selbst nur die ersten Zeilen sagen, und das übrige einen Seraph von dem Gesichte Gottes lesen zu lassen. Ich bewundere diesen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für sich selbst aber hat er meinen Beyfall nicht.

Ein und dreyßigster Brief.

Sie werden den Verdruß, den Ihnen der deutsche Theokrit*) gemacht hat, sobald nicht vergessen? — Auch nicht, wenn ich Ihnen eine bessere Uebersetzung ankündigte? Zwar nicht vom Theokrit; denn noch wird man sich hoffentlich eine Zeitlang vor einem Ufer scheuen, an welchem so schimpflich gescheitert worden. Aber

*) Biblioth. der sch. W. II. Bandes 2tes St. S. 366. Diese Recension ist von Lessing, und die einzige, die er (außer ein Paar kurzen nicht bedeutenden Nachrichten) zu dieser periodischen Schrift lieferte. Ich werde sie auszugsweise hinten anhängen. N.

doch auch eines dorischen Dichters. Und was meynten Sie zu einem deutschen Pindar?

Ich mache Ihnen keine vergebene Freude. Pindar hat wirklich in der Schweiz einen jungen kühnen Geist erweckt, der uns mit den Begeisterungen des thebaischen Sängers bekannter machen will. Die Sache hat große Schwierigkeiten; und es ist unendlich leichter, über den ganzen Pindar einen gelehrten Commentar zu schreiben, als eine einzige Ode schön zu übersetzen. Doch der junge Schweizer denkt mit seinem Dichter:

— — Ὁ μεγας δε κινδυ-
νος ἀναλκιν ȣ φω-
τα λαμβανει —

und der Versuch, den er gemacht hat, ist sehr wohl ausgefallen. Ein Freund hat mir ihn mitgetheilet. Und was gut ist, muß man mittheilen; ich theile ihn also auch Ihnen mit.

Ich weiß, Sie erwarten nicht, daß die Uebersetzung in Versen seyn werde. Der einzige Deutsche, wollte ich fast sagen, hat die Freyheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es

ihm beliebt; und da er in dieser poetischen Prose am treuesten seyn kann, warum soll er sich das Joch des Sylbenmaßes auflegen, wo er es nicht seyn könnte?

Es ist aber auch keine wörtliche Uebersetzung; denn Cowley sagt:

„Wenn jemand den Pindar von Wort zu Wort „übersetzen wollte, so würde man glauben, ein Ra„sender habe den andern übersetzt."

Doch Sie sollen selbst urtheilen. Es ist die erste, vierte und die eilfte der Olympischen Oden. Die erste, weiß ich, kennen Sie gewiß. Wer sollte auch nicht so neugierig gewesen seyn, wenigstens die erste Ode des Pindar zu lesen, wenn sie ihm auch noch so viel Mühe gekostet *)?—

Zwey und dreyßigster Brief.

Sie erinnern Sich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdischen Herkulanum eine kleine

*) Die Oden selbst hier abermals abdrucken zu lassen, hielt ich für unnöthig. Diese Uebersetzung des würdigen Herrn Steinbrüchel ist bekannt genug. N.

Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis ist es gelungen, eine von den griechischen Handschriften derselben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die Ερωτοπαιγνια des Alciphrons seyn müssen. Der Herr von Q**, der sich itzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuschreiben, und hat es nach Deutschland geschickt. Hier ist es einem von unsern besten Dichtern in die Hände gefallen, der es so vortrefflich gefunden, daß er folgende Uebersetzuug davon gemacht. Es ist das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung, und überschrieben:

„Die Grazien.

„Als an einem Frühlingsabende sich die drey „Grazien neben einem Walde in acidalischen „Quellen belustigten, verlor sich plötzlich Agla„ja, die schönste der Grazien. Wie erschraken „die Töchter der Anmuth, als sie Aglajen ver„mißten! Wie liefen sie durch die Bäume, und „suchten, nnd riefen!

„So ängstlich bebt auf Manethuser Saiten
„Der zartste Silberton.

„Aglaja! — rief der Silberton;
„Aglaja! — half der Nachthall sanft verbreiten.
„Umsonst! Aglaja war entflohn.
„Ach, Pan schlich längst ihr nach! Der Frevler hat sie schon!
„Ach, Acidalia! blick her von deinem Thron!
„Soll sie nach langen Ewigkeiten,
„Nur itzt nicht länger uns begleiten?
„Zwey Grazien sind aller Welt zum Hohn;
„Und ach! die dritte hat er schon!
„So klagten Sie. Umsonst! Aglaja war entflohn.

„Nun schlichen Sie an den Büschen herum, und
„schlugen leise an die Blätter, und flohen nach
„jedem Schlage furchtsam zurück.

„Denn stellten sie sich gleich, den Räuber auszuspähn,
„So zitterten sie doch vor Furcht, ihn nur zu sehn.

„Endlich kamen sie an ein Rosengebüsch, das
„meine Chloe versteckte — und mich. Chloe
„saß vor mir, ich hinter Chloen.

„Itzt bog ich schlau an ihrem Hals mich langsam über,
„Und stahl ihr schnell ein Mäulchen ab;

„Itzt bog sie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
„Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg sich ab;
„Denn jedes nahm und jedes gab.

„In diesem Spiele überraschten uns die Grazien, und sie lachten laut, da sie uns küssen „sahen, und hüpften fröhlich zu uns herbey. „Da ist Aglaja! — riefen sie. Die Schalkhafte! — Du küssest, da wir unruhig herumirren, und dich nicht finden können? — Und „itzt liefen sie mit meiner Chloe davon.

„Was? rief ich, lose Räuberinnen!
„Wie sollte sie Aglaja seyn?
„Ihr irrt euch sehr, ihr Huldgöttinnen!
„Für Grazien ist das nicht fein!
„Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, sie ist mein!

„Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit meiner Chloe davon. Zornig wollte „ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter „einer Buche hervortrat, und mir winkte, und „freundlich lächelnd also zu mir sprach:

„Warum willst du zu Chloen eilen?
„Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.
„Küß' itzt einmal statt Chloen mich;
„Wünsch nicht dein Mädchen zu ereilen:
„Ich, eine Göttin, liebe dich.

„Schüchtern sah ich die Huldgöttin an.
„Auf ihren Wangen sprach Entzücken,
„Und Jugend und Gefühl aus den verschämten Blicken.

„Gefährliche Reitzungen! — Aber mit dreister „Hand ergriff ich die Huldgöttin, führte sie zu „ihren Schwestern, und sprach: Hier ist Agla- „ja, ihr Grazien —

„O Chloe, meine Lust, mein Glück!
„Gebt meine Chloe mir zurück!
„Ist dies Aglajens Mund und Blick?
„Da nehmt die Huldgöttin zurück!

Nun, was sagen Sie hierzu? O, Sie sind entzückt. — Welche allerliebste, kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter sein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner seyn! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! — — Kommen Sie zurück aus ihrer Entzückung! ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in

Neapolis hat nichts entwickelt! Alciphron hat keine Ερωτοπαιγνια geschrieben; was Sie gelesen, ist nicht aus dem Griechischen übersetzt; die Grazien sind ein ursprüngliches Werk eines Deutschen. Streichen Sie die Manethuser Saiten, gleich zu Anfange, nur weg, und setzen Cremoneser Saiten dafür; denn so sagt der Dichter, und ich mußte diese geringe Spur des Modernen vor Ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum sollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich Ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen gerade zu geschrieben hätte: In Leipzig sind vor kurzem vier kleine Bogen heraus gekommen, unter der Aufschrift, Tändeleyen? — — Tändeleyen? Würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutschen doch das so gern, wozu wir am wenigsten aufgelegt sind? — Vergebens hätte ich hinzu gesetzt: aber es sind artige Tändeleyen; Sie werden den Verfasser auf einem ganz eignen Pfade finden; sie sind eines Gresset würdig! Sie

hätten mir aufs höchste geglaubt, und — es dabey bewenden lassen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabey bewenden zu lassen. Denn ich muß Ihnen nur sagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nehmlichen Geschmacke und fast von gleichem Werthe ist. Sie werden sie ganz lesen; lassen Sie doch sehen, ob unsere Urtheile zusammen treffen. — Nach den obigen Grazien, hat Amors Triumph, und der Geschmack eines Kusses meinen vorzüglichen Beyfall. Nächst diesen haben mich die Kriegslist des Amors, an den Maler, die Ode, und Bacchus und Amor am meisten vergnügt. Die Kennzeichen der Untreue wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz ist zu bürgerlich. In dem Stücke an Chloen ist mir der Alp zuwider; und wenn der erzürnte Jupiter zu seiner untreuen Nymphe sagt:

Geh hin, und sey ein Alp, buhl und erweck nur Grauen!

so straft er uns arme Schlafende mehr, als die Nymphe. In dem verliebten Wunsche ist

mir die Vermischung der alten Mythologie und des Geistersystems nach dem Gabalis anstößig. Diese und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfassers Stelle gewesen wäre, zurück behalten, und die einzeln Schönheiten derselben zu bessern Ganzen verspäret. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten **Kennzeichen der Untreue** heilig aufbewahret haben, bis ich einen edleren Schluß dazu gefunden hätte; denn so wie dieses Stück itzt ist, kömmt es mir nicht anders vor, als eine antike verstümmelte Bildsäule, die ein neuer Steinmetz zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen,
„Um in frohem Wechselstreit
„Sich den Preis der Schnelligkeit
„Vor den Thierchen zu erringen;
„Doch er fällt aus Müdigkeit
„Schnell in einen Bach und schreyt.

„Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn sanft „aus dem Wasser heraus, und trocknete seine nassen Flügel, und erwärmte ihn in meinem Busen. „Nun dankte mir Amor freundlich, und sprach:

„Lieber Jüngling, du hast den Amor gerettet:
„womit soll ich deine Großmuth vergelten? —
„Erhalte mir meine Chloe getreu, antwortete ich.—
„O Jüngling, rief er, was bittest du? Steht es
„in der Gewalt des Amors, die Liebe in den Herzen der Mädchen einzuschränken? — Da schlug
„ich die Augen nieder, und seufzte. Aber der
„reizende Sohn der Cythere ermunterte mich wieder: Seufze nicht, Jüngling! Amor kann deine
„Bitte wenigstens zum Theil erfüllen.

So weit geht alles gut! Wie gesagt, ein schöner antiker Rumpf; aber nun — welch ein gothischer Kopf ist darauf geflickt.

— „Sobald Chloe einen andern als dich küßt,
„soll schnell ein Bärtchen aus ihrer Lippe hervor
„keimen, zum Merkmal, daß sie dir untreu ist. —
„So sagte Amor. —

„Nun, Chloe, wirst du dich wohl scheun. —
„Ich würde den Verrath auf deiner Lippe sehen.—
„Manch holdes Mädchen schon seh ich mit Bärten gehen:
„Sie müssen wohl nicht treu gewesen seyn.

Ach nicht doch! Sie müssen keinen Bart haben,

die holden Mädchen, sie mögen uns treu seyn oder nicht! *)

Drey und dreyßigster Brief.

Ja wohl ist der Verfasser der Tändeleyen, wenn diese sein erster Versuch sind, ein Genie, das sehr viel verspricht! Aber auch darin haben Sie Recht: Das Lied eines Mohren hätte ihm nicht entwischen sollen. Es ist nicht allein das schlechteste Stück in seiner Sammlung; es ist an und für sich selbst schlecht. — Lied eines Mohren; und der Mohr ist fast nirgends als in der Ueberschrift zu finden. Aendern Sie das einzige schwarze Mädchen und die Cederwälder, so kann es ein Kalmucke eben so wohl singen, als ein Mohr. **)

Wie

*) Der Herr von Gerstenberg ist dieser Kritik gefolgt, und hat in der neuen Ausgabe seiner Tändeleyen, durch eine sehr glückliche Wendung, dieses Gedicht verschönert. N.

**) Auch in diesem Gedicht hat Herr von G. auf Lessings Kritik in der neuen Ausgabe Rücksicht genommen, und es verbessert. N.

Wie weit ist er hier unter seinem Muster geblieben! Denn wer sieht nicht sogleich, daß sein Mohrenliedchen eine Nachahmung des vortrefflichen Liedes eines Lappländers, in den neuen Gedichten des Verfassers des Frühlings, seyn soll? In diesem scheinet überall die Scene durch, wo es gesungen wird, und überall der, der es singt.

— — In den zerstörten Haaren
Hängt mir schon Eis.
— —
So will ich bald an Grönlands weißen Küsten
Nach Zama schreyn.
—
Die lange Nacht kömmt schon ꝛc.

Wie ungekünstelt, wie wahr ist alles, was der Lappländer spricht! Aber wissen Sie wohl, daß es ein wirklich Lappländisches Lied giebt, welches der Herr von Kleist bey dem seinigen vor Augen gehabt zu haben scheint? Sie können es bey dem Scheffer in dem fünf und zwanzigsten Hauptstücke seiner Lapponia fin-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

den*). Schade, daß ich das Buch nicht gleich bey der Hand habe! Sie sollten mit Vergnügen sehen, daß die Nachahmungen eines solchen Meisters, Verbesserungen sind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind. Es ist nicht lange, als ich in Ruhigs Littauischem Wörterbuche blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache, eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Littauische Dainas oder Liederchen nehmlich, wie sie die gemeinen Mädchen daselbst singen. Welch ein naiver Witz! welche reitzende Einfalt! Sie haben in dem Littauischen Wörterbuche nicht zu suchen; ich will Ihnen die

*) Kleist scheint allerdings diesen originellen Lappländischen Liebesgesang vor Augen gehabt zu haben, ob er gleich nur ganz frey nachahmte. Herder hat davon unter dem Titel: die Fahrt zur Geliebten, eine viel genauere Uebersetzung geliefert; in den Volksliedern, II Bd. S. 106. N.

zwey artigsten also nach Ruhigs Uebersetzung, daraus abschreiben.

Erste Daina.

Abschied einer heirathenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgesagt, mein Mütterlein, schon
„vor der Hälfte des Sommerleins.

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein; ein
„Spinnerlein und Weberin.

3.

„Ich habe gnug gesponnen das weiße Flächs-
„lein; genug gewirket feine Leinwandlein.

4.

„Ich habe gnug zerschauert die weißen Tisch-
„lein; ich habe gnug gefeget die grünen Gehöftlein.

5.

„Ich habe gnug gehorcht meinem Mütter-
„leiu; ich muß nun auch horchen meinem Stief-
„mütterlein.

6.

„O du Kränzlein von grünem Rautelein! Du
„wirst nicht lange grünen auf meinem Hauptelein.

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein,
„ihr werdet nicht mehr funkeln im Sonnenschein.

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirst
„nicht mehr herumflattern vom Wehen des Windes.

9.

„Ich werde besuchen mein Mütterlein, nicht
„mit einem Kranze, sondern gehaubet.

10.

„O mein feines Häubelein! Du wirst noch
„schallen vom Winde geblasen.

11.

„Mein ausgenehtes und buntes Arbeitlein, ihr
„werdet noch schimmern bey der heißen Sonnen.

12.

„Mein Haarflechtlein von grünem Seidelein;
„ihr werdet an der Wand hangen und mir Thrä-
„nen machen.

13.

„Ihr meine Ringelein, ihr güldenen, ihr
„werdet im Kasten liegen und rosten!

Zweyte Daina.

Eine Tochter hat ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonn-
„lein auf, und unter dem Glasfensterlein saß das
„Mütterlein.

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo bist „du herumgegangen? und wo hat dein Kränzelein „das Nebelein befallen?

4.

„Früh, im frühen Morgelein, ging ich nach „Wasserlein, und da hat mein Kränzelein das „Nebelein befallen.

4.

„Das ist nicht wahr, Töchterlein! das sind „keine wahren Wörtelein! Gewiß, du hast dein „Knechtelein über Feld begleitet.

5.

„Ja, das ist wahr, Mütterlein, das sind „wahre Wörtelein! Ich hab mit meinem Knech„telein ein Wörtlein geredet.

Die häufigen Diminutiva, uud die vielen Selbstlauter, mit den Buchstaben l, r und t untermengt, sagt Ruhig, machen die Sprache in diesen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entschuldiget sich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bey mir hätte er sich entschuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt.

Sechs und dreyßigster Brief.

Bald werden wir einen von unsern besten alten Dichtern wieder unter uns aufleben sehen. Zwey hiesige Gelehrte arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht seyn, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieser Zeitverwandte und Landsmann des großen Opitz, ist, wie es scheinet, nie nach Verdienst geschätzt worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, so wäre es vielleicht ganz um ihn geschehen gewesen. Kaum, daß unsere neuen Kunstrichter und Lehrer der Poesie seinen Namen noch anführen; weiter führen sie auch nichts von ihm an. Wie viel vortreffliche Beyspiele aber hätten sie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden sie es wohl unterlassen haben, wenn sie dergleichen bey ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn also nie gelesen; sie wußten nicht, was an ihm war; und es wird sie ohne Zweifel befremden, wenn sie nun bald einen von unsern größten Dichtern in ihm werden erkennen müssen.

Es ist nur zu bedauern, daß sich Logau bloß auf eine, und noch dazu gleich auf die kleinste Dichtungsart eingeschränkt hat! Denn er ist wenig mehr als ein Epigrammatist. Doch in Ansehung der Menge von Sinngedichten, der erste unter allen; und einer von den ersten, in Ansehung der Güte derselben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur drey tausend drucken lassen, und mehr als ein halbes Tausend zugegeben. Nun setzen Sie, — und für diese Berechnung kann ich allenfalls stehen — daß ein Neuntheil davon vortrefflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich ist; und sagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigstens der **Unerschöpfliche** genennt zu werden verdienet?

Aber wie vortrefflich, werden Sie fragen, sind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts ver-

geben wissen, wenn ich allenfalls nicht die besten Exempel wählen sollte*).

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreyßigjährigen Krieges. Was Wunder also, wenn ein großer Theil seiner Sinngedichte den Krieg, und die schrecklichen Folgen desselben zum Inhalte hat? Hier schrieb der Dichter aus der Fülle seines Herzens, und es gelang ihm immer vortrefflich. —

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unsoldatischen Dichter, wenn er etwa die schlimme Seite des Krieges und der Krieger allzusehr übertrieben hätte. Seine Uebertreibungen sind ja so witzig! — Aber so witzig Logau ist, so zärtlich, so fein, so naif, so galant kann er auch seyn! — Uebrigens sind zwar ein großer Theil von Logaus Sinngedichten weiter nichts, als moralische Sprüche; aber mit einer meisterhaften Kürze, und selten ohne eine sinnreiche Wendung ausgedrückt.

*) Die angeführten Proben bleiben hier weg, da die Ausgabe dieses Dichters in jedermanns Händen ist. N.

Neun und dreyßigster Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Basel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden ist. Der Titel heißt: Vier auserlesene Meisterstücke so vieler englischen Dichter: als, Priors Salomon, Popens Messias, Youngs jüngster Tag, Glovers Leonidas. Welchem annoch beygefügt sind, Popens Versuch von dem Menschen, und desselben Hirtengedichte. Alles, seiner Vortrefflichkeit wegen, aus der Ursprache in deutschen hexametrischen Versen übersezt*).

Priors Salomon ist von diesen Meisterstücken das einzige, welches hier zum erstenmale in unserer Sprache erscheinet; die übrigen alle haben wir schon längst verschiedentlich übersetzt lesen können. Zwar nur in Prosa; aber sind Schweizerische Hexameter nicht auch Prosa?

*) Basel, in groß Octav.

Prior ist einer von den Lieblingsdichtern der großen Welt, in der er selbst keine geringe Rolle bey seinem Leben spielte, ob ihn gleich seine Geburt zu den niedrigsten Geschäften verdammt zu haben schien. Kein englischer Dichter übertrifft ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unser Hagedorn hat ihn oft glücklich nachgeahmt; und ihn hätte ich wohl das Nußbraune Mädchen mögen nacherzählen hören.

Aber eben dieser lustige, verliebte Prior ist auch der Verfasser eines sehr ernsthaften Werkes. Die edlen Bilder, die tiefsinnigen Anmerkungen über der Menschen Thun und Lassen, und die vortrefflichen Lebensregeln, die man in den Sprüchen, in dem Prediger, und in den übrigen Büchern antrifft, welche gemeiniglich dem Salomon zugeschrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stoff zu einer weit bessern Gattung von Gedichten darin zu finden, als jemals die griechische, lateinische, oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht

hat. Er nahm sich daher vor, aus diesem unerschöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu sammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweisen dienen, den sich der Prediger gleich Anfangs zum Grunde legt: Es ist alles ganz eitel!

Und hieraus entstand sein Salomon: ein Gedicht, in welchem der Held desselben beständig das Wort führet. Die Materie sonderte sich von selbst in drey Theile ab, woraus der Dichter so viele Bücher machte. In dem ersten wird die Eitelkeit unserer Erkenntniß, in dem zweyten die Eitelkeit der Wollüste, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Größe gezeigt.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieses Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden gelesen haben, aber auch wohl schwerlich mehr als einmal. Prior ist hier nicht in seiner Sphäre. Sein Salomon ist nicht der spruchreiche Zweif=

ler mehr, der uns so viel zu denken giebt; er ist zu einem geschwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles sagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringsten die orientalische Denkungsart anzunehmen gewußt; sein weiser Hebräer spricht wie ein sophistischer Grieche. —

Doch Sie werden nicht sowohl mein Urtheil über das Original, als über die Uebersetzung zu wissen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Uebersetzungen, die uns aus der Schweiz kommen, das Lob lassen, daß sie treuer und richtiger sind, als andere. Sie sind auch ungemein reich an guten nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bey dem allen sind sie unangenehm zu lesen, weil selten eine Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die sie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieses Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus dem ganzen Gedicht sehen *). —

*) Die Proben sind hier weggelassen, da diese Uebersetzung längst vergessen ist. N.

Wozu hat sich nun also unser Uebersetzer die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Prosa recht gut übersetzt sind, noch einmal in hexametrische Verse zu übersetzen, die weit schlechter, als schlechte Prosa sind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte;

Dic mihi quid melius desidiosus agam?

Aber hat er die Antwort auf die Frage niemals bey dem Horaz gelesen? Quiescas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltsamsten an diesem Werke etwas zu sagen. Sein Verfasser muß sich in die Hexameter außerordentlich verliebt haben; denn er hat seine Zueignungsschrift sogar in englischen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon lesen?

Yes, the Man confin'd to books in the eyes of the wordling
Seems a creature unable of recreation and pleasure
Through himself bereft of all the social blessings,
And unworthy of the providential kindness &c.

Sollte ein geborner Engländer nicht schon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das?

Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen versteht, Verse zu machen. In einer todten mag es noch hingehen: denn eine todte verstehet niemand vollkommen mehr; aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, dessen Muttersprache sie ist, auslachen kann — das ist mir zu unbegreiflich.

Daß unterdessen Herr Simon Grynäus, (denn so heißt unser hexametrischer Uebersetzer, wie man aus der Unterschrift seiner Zueignung siehet) nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erste sey, welcher englische Hexameter gemacht hat. Er ist nur der erste, welcher sie, so wie die deutschen, ohne alle Regeln, ja allen schon angenommenen Regeln zum Trotze, gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Elisabeth, wagte es bereits in seinem Arcadien, Hexameter und Pentameter und Sapphische Oden in seiner Sprache zu machen. Und noch vor einigen zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Versuch gethan, die

alten Sylbenmaße im Englischen einzuführen *). Unter den prosodischen Regeln, die er dabey beobachtet hat, ist unter andern auch die Position, und er macht alle Selbstlauter lang, auf welche zwey oder mehr Mitlauter folgen; wenige Fälle ausgenommen, z. E. wo sie auch im Lateinischen kurz seyn können, wo der zweyte Mitlauter ein y ist, wo es nicht zwey verschiedene Mitlauter sind, sondern eben derselbe nur doppelt stehet ꝛc.

So viel ich, als ein Deutscher, von diesem neuen Versuche urtheilen kann, ist er vortrefflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darin wahrgenommen, der sich auf mehr als eine Weise scandiren ließe, und ich glaube, wir könnten stolz darauf seyn, wenn wir viele so gute deutsche Hexameter hättten. Erlauben Sie mir zu versuchen, ob ich den Anfang der vierten

*) An Introduction af the ancient Greek and Latin Measures into British Poetry; attempted in the following Pieces, *viz* a Translation of Virgils first Eclogue; a Translation of Virgils fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a Pastoral &c. London 1737. 8vo.

Ekloge des Virgils, die auch mit darin übersetzt ist, noch gut im Gedächtniß habe:

Sicilian Muses, to a strain more noble ascend we!
Woods and low Tamarisks delight not every fancy
Groves if we sing of, those groves be worthy a Consul.
Now is the last Epoch of song Cumæan arrived:
A new and wondous series of things is arising.
Now is the bright Virgin, now Saturn's sceptre returning.
Now is a new progeny sent down from lofty Olympus;
The Babe's Birth only, through whom, over Earth universal
This iron age ending shall burnish into a golden;
Chaste Lucine favour! &c.

Vierzigster Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß diese widerholten Versuche, die alten griechischen Sylbenmaße in die brittische Poesie einzuführen, fruchtlos blieben, und der prächtige Hexameter die zehnsylbigen reimlosen Jamben nicht verdrängen konnte? Dürfen wir hoffen, setzen

setzen sie hinzu, daß die ähnlichen Versuche unserer Deutschen von besserer Wirkung seyn werden?

Es ist schwer eine Neuerung durch sich selbst beliebt zu machen, und das Publicum läßt sich in dergleichen Fällen lieber überschleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu seinem verlornen Paradiese gewählt, so würde er längst der Lieblingsvers der Nation geworden seyn, wenn der Dichter auch nicht das geringste zu seiner Anpreisung gesagt hätte. Die inneren Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Versart so lange vertreten haben, bis sich das Ohr unmerklich an sie gewöhnt, und in dem, was es anfangs nur duldete, endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreisen wollen, und von dem möglichen Gebrauche desselben Muster geben, die außer diesem neuen Metrum selbst, nichts Vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehn.

Umsonst würden also auch bey uns, bald ein Omeis, bald ein Gottsched, die Möglich-

keit eines deutschen Hexameters erkannt, und nach ihren Kräften Beyspiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären, und der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch, den Ausschlag gegeben hätten. Die Verfasser des Messias und des Frühlings schienen sich das Wort gegeben zu haben, und sie traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beyfall ich allein die Hoffnung gründe, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfasser des Nimrod wäre jenen beyden Dichtern im Gebrauche desselben zuvorgekommen, (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmet) würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehmal richtiger und wohlklingender wären, als sie in der That nicht sind?

Aber was vermuthen Sie bey dem allen von dem Verfasser des Frühlings? Sollte man

nicht glauben, er habe nach der Zeit seine neue Versart selbst gemißbilliget? Findet sich auch nur ein einziger Hexameter in seinen neuen Gedichten? Und sein Cissides und Paches, — ich würde darauf geschworen haben, daß dieser in Hexametern seyn müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieses letztere Werk*) bekannt zu machen. Ihre Neugierde ist mir zuvor gekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm ertheilen, mit einstimmen. Es ist wahr, man wird schwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele große und schreckliche Scenen in einen so engen Raum zusammen gepreßt wären. Es würde einem geschickten Maler etwas leichtes seyn, es ganz, so wie es ist, in eine Folge von Gemälden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer ist ein Beweis davon, wo sich Herr

*) Cissides und Paches, in drey Gesängen, von dem Verfasser des Frühlings, Berlin 1759.

Meil mit eben so vieler Kunst, als Genauigkeit, an die Worte zu halten gewußt hat:

Zuletzt setzt er den Bogen auf die Brust
Dem Flehenden, mit weggewandtem Blick.

Und zu welchen vortrefflichen Schilderungen könnte im zweyten Gesange die Löschung des Durstes, und der Tod des Cissides, so wie im dritten der getreue Knecht unter dem Teppiche seines todten Herrn, Stoff geben! — Doch derjenigen poetischen Gemälde, die dem Dichter kein Künstler mit Linien und Farben nachbilden wird, sind noch weit mehr. Als:

Wenn, vom Ocean gepeischt, des Meeres Fluth,
Die mit den sinkenden Gewölken sich,
Hoch in der finstern Luft, zu mischen schien,
Gleich Berg und Felsen im Erdbeben, fällt,
Und wieder steigt und fällt, daß alles heult,
Und alles Donner wird, und schnell Neptun
Den mächtigen Trident mit starkem Arm
Aus Wasserbergen hebt; wie dann der Sturm
Verstummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt.

So 2c.

Oder:

Und vom Geschrey der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie sie erklingt
Vom tausendstimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Lybien ertönt, wenn Löw
Und Tieger, und manch wüthend Thier ins Netz
Der schreynden Jäger fällt, und heult und brüllt.

Oder:

— Sein Roß war stolz wie er;
Es schien die Erde zu verachten, kaum
Berührt' es sie mit leichten Füßen, schnob,
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

Doch warum schreibe ich noch ab, was Sie vielleicht schon auswendig wissen!

Ein und vierzigster Brief.

Der Verfasser der Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre ist Herr Dusch: eine der fruchtbarsten Federn unsrer Zeit. Und eben weil es Herr Dusch ist, habendie Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften von dem zweyten und drit-

ten Theile derselben nichts zu sagen, für gut befunden. Auf eine einzige Erinnerung wider diesen Scribenten, bekömmt man die Antworten immer zu halben Dutzenden zu lesen. Eine jede Kritik weiß er in eine Streitigkeit zu verwandeln; und wer streitet gern?

Aber nun soll ich wenigstens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie setzen mich in Verlegenheit. — Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe die Schilderungen nicht gelesen; hier und da darin zu blättern, das ist alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar, die Schilderungen sind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung lesen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen wo man will; man findet an einem Orte so viel Zusammenhang, wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade so viel Zusammenhang, als — im Calender.

Nun wohl; also kann ich Ihnen doch die Anmerkungen mittheilen, die ich bey dem Durchblättern zu machen, Gelegenheit ge-

habt habe. Wenn Sie damit zufrieden seyn wollen. —

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfasser der Bibliothek wider die Eintheilung des Werks überhaupt nichts erinnert haben. Herr Dusch will die Natur schildern; seine Schilderungen sollen eine Art von Verbindung unter sich haben; die Verbindung nach den Jahreszeiten ist schon gebraucht; Herr Dusch ist ein großer Liebhaber des Neuen, des Selbsterfundenen; er wählt also die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, diese Eintheilung in Monate? Ist ein Monat von dem andern eben so unterschieden, als eine Jahrszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur diesem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieselben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Scribent, sie uns lieber in diesem, als in einem andern zu zeigen?

Ich tadle hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen des Spenser getadelt hat. Auch Spenser hatte einem jeden Monate eine besondere Ekloge gewidmet; und was sagt Pope dazu?

„Diese ängstliche Eintheilung seiner Schäfer-„gedichte in Monate, hat ihn gezwungen, die „nehmliche Beschreibung entweder in drey Mona-„ten nach einander, mit veränderten Worten, zu „wiederholen, oder, wenn sie das erste Mal schon „erschöpft war, gänzlich wegzulassen: woher es „denn kommt, daß einige von seinen Eklogen, (als „zum Exempel die sechste, achte und zehnte) sich „durch nichts als ihre Titel unterscheiden. Und „wie kann es anders seyn, da das Jahr von der „Mannigfaltigkeit nicht ist, daß es, so wie eine „jede Jahrszeit, also auch einen jeden Monat, „mit einer ihm eigenen Beschreibung versorgen „könnte *)? —

*) Yet the ſcrupulous diviſion of his Paſtorals into months has obliged him either to repeat the ſame deſcription, in other words, for three months together; or when it was exhauſted before, entyrely to omit it: whence it comes to paſs, that ſome of his Eclogues (as

Wenn Herr Dusch, wie man sagt, auch der Uebersetzer von Popens sämmtlichen Werken ist, so muß es uns so viel mehr befremden, daß er sich dieser Anmerkung seines Helden nicht erinnern wollen. Wenn er es gethan hätte, so würde es in seinen Schilderungen vielleicht nicht von so vielen Gegenständen, bis zum Ekel, mutatis mutandis, heißen: — Noch blüht die schöne Rose nicht! — Nun blüht die schöne Rose! — Nun hat die schöne Rose geblüht!

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Dusch haben, sich selbst auszuschreiben! er, der Andere mit der allerunglaublichsten Freyheit ausschreibt? Ich wenigstens kann seine Schilderungen für nichts anders, als einen beständigen Cento aus Pope, Thomson, Hervey, Young,

the ſixth, eighth and tenth for example) have nothing but their titles to diſtinguish them. The reaſon is evident, becauſe the year has not that variety in it to furnish every month with a particular deſcription, as it may every ſeaſon.

Kleist, Haller und zwanzig Andern halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er diese Männer nur da ausschreibt, wo er sie in den Noten anführt. Ich kenne leicht keinen Scribenten, der listiger anzuziehen weiß. Er bekennet mit der scheinbarsten Offenherzigkeit nicht selten ganz entfernte Nachahmungen, um die allerplumpsten Entwendungen damit zu maskiren. Ich kann ihn zehnmal aufschlagen, und ich werde siebenmahl mehr eine alte Lekture zu wiederholen, als etwas Neues zu lesen glauben.

Aber ich will mich bey solchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Theile selbst, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweyten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts sagen. Ich lief ihn gleich bey seiner Neuheit durch, und habe, was ich damals dabey dachte, wieder vergessen.

Ich komme also zum dritten Theile. Und dieser dritte Theil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Dusch hat die Erinnerungen, die in der Bibliothek der schönen Wissenschaften

gegen seinen ersten Theil gemacht worden, gegründet gefunden, und sich entschlossen, ihnen genug zu thun. — Wie schwer muß ihm diese Verleugnung seiner selbst geworden seyn! Er dauert mich! — Es ist wahr, seine Schreibart ist nun nicht mehr so geschmückt; seine Prose stolpert nicht mehr so hexametrisch einher; und doch ist sein Buch darum um nichts besser geworden.

Noch immer ist die Tavtologie seine liebste Figur. Ein pathetischeres Nichts wird man selten auf den Kanzeln hören, als man bey ihm fast auf allen Seiten findet. Z. E.

„Wie widersprechend ist die Thorheit, welche „sich einmal vorgesetzt hat, einen Irrthum „zu behaupten In was für Widersprüche „versinkt sie nicht! (S. 291)

Wie schwatzhaft ist ein Dusch, welcher sich einmal vorgesetzt hat, viel zu schreiben. In was für Geschwätze versinkt er nicht! — Und so gut gerathen ihm seine Tavtologien auch nicht einmal allezeit. Sie werden sehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anderes sagen, als er

hat sagen wollen. Z. E. Die zärtliche Apostrophe an seine Doris aus dem November:
„Uns beyde, o Doris, wird der Tod dahin führen, wo unsere Väter seit der Sündfluth schlafen. Wir werden nicht gegen dieses allgemeine Gesetz der Sterblichkeit murren, nicht zittern, unsern Tod zu sehen. Aber wollte der Himmel uns einen Wunsch gewähren, so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen! Eine Stunde sollte unser Leben schliessen; zugleich sollte in einem Seufzer unser Athem entfliehen. (S. 241.)

Nun ja doch, ja; wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keines das andere überleben will. Aber sagen dessen ungeachtet die Worte: so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen, nicht ganz etwas anders? Ihnen zu Folge wünschet Herr Dusch, daß keines von ihnen einäugig werden möge; nicht aber, daß keines das andere überleben möge. Denn nur alsdann, wenn man das Unglück hat einäugig zu werden, beweinet ein Auge den Verlust des andern. Und auch vor diesem Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris, und ein einäugiger Lieb-

haber sind freylich ein trauriger Anblick. Besonders wenn ein witziger Freund auch nicht einmal sagen könnte:

— Puer, lumen quod habes concede puellæ!
Sic tu cœcus Amor, sic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Dusch auch oft, wenn er Bilder und Umstände ohne alle Wahl häuft. Z. E.

„Der Landmann weiß der Kälte Arbeit entge-„gen zu setzen, und wider Willen des Winters „Schweiß aus seiner Stirne zu treiben. Unter sei-„nen starken Hieben fällt die tausendjährige Eiche, „unter der Gewalt seiner abgehärteten Hände zer-„reißt der Pflug die starre Erdscholle, und unter „seiner Sichel fallen die Aehren der Felder.“ „(S. 66.)

Vortrefflich! Nun wissen wir doch, wenn der Landmann sein Korn hauet. Im Winter, um sich eine erwärmende Bewegung zu machen.— Zwar das hat nun Herr Dusch gewiß nicht sagen wollen, sondern seine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wider seinen Willen hingeschrieben. Denn so viel mag er wohl von

der Natur verstehen, daß er ungefähr weiß, in welchen Monat die Erndte fällt. — Mehr aber? — Was er mehr davon weiß, das mag er sicherlich nur halb wissen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Dusch will im Anfange seines Octobers eine Beschreibung von der herbstlichen Nachtgleiche, Aequinoctium autumnale, geben, und sagt:

„Itzo wieget die Wage Tag und Nacht in glei„chen Schalen, und der Stand der Sonne theilet „den Erdkreis in Licht und Finsterniß, (S. 112.)

Die erste Hälfte dieser Beschreibung ist schön, denn sie ist nach einer Zeile des Virgils gemacht, die Herr Dusch selbst angeführt:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas &c.

Allein was sagen Sie zu der andern Hälfte: und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß? Der Scribent muß träumen. Geschieht es denn nur bey der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finsterniß thei-

let? Ich denke, es geschiehet immer; die Sonne mag stehen wo sie will. Denn immer ist die eine Hälfte der Erdkugel von ihr erleuchtet, und die andere nicht; und sie theilet sie also immer in Licht und Finsterniß. Das ist unwidersprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen, wie er zu diesem albernen Zusatze gekommen ist. Der gleich darauf folgende Vers bey dem Virgil, den Herr Dusch nicht anführt, heißt:

Et medium luci atque umbris jam dividet orbem*)

Und diese Zeile hat er offenbar durch sein: der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß, übersetzen wollen. Wenn er sie aber doch erst hätte verstehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis; sondern so viel als orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn diese zur Hälfte in Licht und Finsterniß getheilet ist; wenn die Sonne eben so lange über unserm Horizonte verweilet als unter demselben: alsdann haben wir nothwendig Nachtgleiche. Virgils Beschreibung ist also sehr richtig, da des Herrn

*) Georg. lib. I. v. 209.

Duschs seine sehr abgeschmackt ist. Es entschuldiget ihn nicht, daß orbis sehr oft so viel heißt als mundus, mundi orbis; es heißt eben so oft ein bloßer Kreis, und er hätte wissen sollen, welche Bedeutung sich hier schickt. Hier nimmt es der Römer eben so, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er sagt*):

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat cœlo, & *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat.

Sie hatte die Hälfte ihrer Bahn erreicht; es war Mittag. Ich weiß zwar, daß auch Ruäus medium orbem durch medium mundum auslegt; allein ich weiß auch, daß die prosaische Paraphrasis dieses Jesuiten erbärmlich ist, und daß man den Virgil aus ihr sehr schlecht verstehen lernt. —

Fortsetzung des ein und vierzigsten Briefes.

Man hatte in der Bibliothek dem Herrn Dusch unter andern auch gerathen, seine Gemälde

*) Georg. lib. IV. v. 425.

mälde öfter mit Fictionen zu unterbrechen. Und sehen Sie; auch diesen Rath hat der gutherzige Scribent angenommen! Er hat mehrere, er hat größere eingestreuet; und er versichert, es würde ihm angenehm seyn, wenn sie gefallen könnten.

Lassen Sie mich, Wunders halber, eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den **Traum** dazu, der am Ende des Oktobers steht. Prägen Sie Sich es ja wohl ein, daß es ein Traum ist! — Herr Dusch also entschlief und träumte.

„Ein unumgränztes lachendes Thal, in einer „kaum sichtbaren Ferne, mit blauen Gebirgen „und Wäldern umgeben," war der Schauplatz, worauf er sich auf einmal im Traum befand.— Bemerken Sie doch sogleich dieses **unumgränzte** Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit Bergen **umgränzt**. — Hier also ist er; und wann wird er aus diesem unumgränzten Thale wieder heraus kommen? Lassen Sie Sich die Zeit nicht lang werden.

Sieben Zeilen weiter „verfolgt er bereits „durch eine Kette von Hügeln den Fußsteig, der „ihn endlich an die schönste Ebene bringt.“-- Willkommen! Aber was machte der Träumer erst in dem unumgränzten Thale? Warum befand er sich nicht gleich in dieser Ebene? Hätte er den sauren Weg durch eine Kette von Hügeln nicht sich und dem Leser ersparen können? — Und was entdeckt er in der Ebene? Er entdeckt in der Ferne

„ein majestätisches Gebäude, das in Erstaunen und „Ehrfurcht setzte. Der Mond erhellte einige Seiten „und Mauern, die sich mir im hellen Lichte entgegen „kehrten; andere verbargen sich in tiefen Finster„nissen. Unermeßliche Schatten fielen auf die unum„gränzte Fläche, und malten mit schwarzen Finster„nissen die Gestalt des Tempels in erstaunlicher „Größe auf das Feld. Mein Blick übermaß die Länge „der Schatten nicht, die auf der Fläche lagen, und „die Zinnen des Gebäudes schienen an die Wolken „zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte auf korin„thischen Säulen. Alle Theile desselben waren in „der vollkommensten Symmetrie zusammen gefügt; „und ihre Verbindung war so genau und richtig,

„daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine
„Theil aufhörte oder der andere anfing. Kein
„nöthiges Glied wurde hier vermißt, und kein
„Zierrath war überflüssig. Eine bewundernswür-
„dige Einfalt herrschte in dem Ganzen, und die
„Majestät des kühnen und regelmäßigen Gebäu-
„des setzte in Erstaunen.

Das nenn' ich eine Beschreibung! Ich führe sie deswegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortrefflicher Baumeister Herr Dusch ist. Ein großes unermeßliches Gebäude, das durch seine Majestät in Erstaunen und Ehrfurcht setzt, dessen Zinnen an die Wolken ragen, das keinen einzigen überflüßigen Zierrath hat, in dessen Ganzem eine bewundernswürdige Einfalt herrscht; nach welcher Ordnung würden Sie so ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl Acht, und lernen Sie was! Herr Dusch führt es nach der korinthischen Ordnung auf.

„Das ganze Gebäude ruhete auf korinthischen
„Säulen.

Es ist um ein aufgeschnapptes Kunstwort eine schöne Sache! Und noch eine schönere, um die

edle Dreistigkeit, ein solches Kunstwort auf gut Glück zu brauchen! —

Aber, damit ich weiter komme! ein Genius begegnet dem Träumer, und sagt ihm, daß dieses große Gebäude der **Tempel der Natur** ist. Er erbietet sich ihm zum Führer, und nach verschiedenen vorläufigen Erinnerungen, treten sie mit einander in einen ungeheuren Vorhof des Tempels, wo sie eine Menge von bejahrten Männern nachsinnend, oder mit einander in Unterredung begriffen, erblicken: alle in der Kleidung der alten Nationen, deren Weltweise und Naturforscher es sind. Nun fängt der Genius sein Collegium an:

„Jener Schwarm in verschiedenen Trachten, „deren Stirnen ein hohes Alter mit greisen Haa„ren bestreuet hat, sind die Weltweisen barbari„scher Völker. Du siehst, sie gehen in kleinen „Haufen zusammen, und unterreden sich zum Theil „ganz leise, zum Theil durch Räthsel. — Ihre „Lehre war nicht würdig auf die Nachwelt zu kom„men. — Nur wenig ist davon mit Gewißheit für „die Nachwelt überblieben.

Hier besinnt sich der wachende Herr Dusch, seinem Genius mit ein paar Citationen auszuhelfen. Er setzt in einer Note hinzu:

„Man muß die Nachrichten von diesen (den „Weltweisen der barbarischen Völker) aus ver„schiedenen Schriften, als Bournets Archæolog. „philos. in der Amsterdammer Ausgabe seiner „Theorie der Erde; Reimmanns Einleitung in „die Geschichte der Gelehrsamkeit, und andern „zusammen suchen.

Vortrefflich! Man muß sie aus denen zusammen suchen, die sie zusammen gesucht haben. Und wer ist Bournet? Wenn hat ein Bournet Archæologias philosophicas geschrieben? Ein Burnet, weiß ich wohl; und was braucht Herr Dusch den ehrlichen Schotten in einen Franzosen zu verwandeln?

„Ein besserer Haufe, fährt der Genius fort, „ist der, den du dort in griechischer Kleidung „siehst." Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an, in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjuncts der philosophischen Facultät, so viel falsches, so viel nur halb wahres, so viel unverdautes Zeug von den verschiedenen griechi-

schen Secten, und einzeln Weltweisen, daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendesten Compendio einer Geschichte der Weltweisheit finden kann. Er hat ein Argument, mit welchem er sie alle abfertiget. Er spricht fein: lächerlich! und sogleich erblickt man, anstatt eines ehrwürdigen Philosophen, einen dummen Jungen. Z. E. wenn er vom Pythagoras spricht:

„Eine dunkle geheimnißvolle Lehre, die „lächerlichste unter allen.“ (S. 179.)

Oder vom Aristoteles:

„Eben so lächerlich und dunkel nahm Ari„stoteles Materie, Form und Privation zu sei„nen Grundquellen an.“ (S. 180.)

Oder an einem andern Ort vom Epikur:

„Ich gehe hier nur kurz die Gründe durch, „die dieses lächerliche Lehrgebäude zu Boden „werfen können.“ — (S. 274.)

O, mein Herr Genius, diese Ihre Beschulgung des Lächerlichen, ist sehr lächerlich! Sie sind ein lächerlicher Genius; mit aller Hochachtung von einem Geiste gesprochen! Und sagen Sie

mir, was wollen Sie dem guten Herrn Dusch weis machen, wenn Sie unter andern ausrufen:

„O Vernunft, wie blind bist du oftmals! „Was die ältere Zeit schon längst nicht mehr „glaubte, das sucht die neue wieder hervor, und „die offenbarsten Irrthümer gewinnen noch ein„mal Beyfall: und ein Spinoza, Cartes oder „Gassendi kleiden den alten Irrthum des Chry„sippus oder des Epikurus in eine neuere bessere „Tracht.

Was Sie mit dem Gassendus und Epikur wollen, das kann ich ungefähr errathen. Aber der alte Irrthum des Chrysippus? Was ist das? Was hat Spinoza dem Chrysippus abgeborgt? Was Cartesius? Beyde eben dasselbe; oder jeder etwas anders? Wenn Sie dem Herrn Dusch wieder im Traume erscheinen, haben Sie doch die Gütigkeit, Sich näher zu erklären!

Wie ich schon bemerkt habe, so hilft Herr Dusch seinem Genius manchmal in einer Note nach; aber seinen Noten möchte man wieder in andern Noten nachhelfen. Von dem Anaxagoras sagt er z. E.: er lebte in der LXX Olympias. Sagt man aber von einem Manne

so, der in dieser Olympiade erst geboren worden? Wenigstens lebt der Philosoph in den ersten vier Jahren seiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von den neuern Weltweisen zu reden kömmt, nichts richtiger; so wie ihn Herr Dusch auch nicht genauer ergänzt. Der Genius sagt z. E. von dem großen Baco:

„Er war es, der die Gesellschaften stiftete, die „sich mit vereintem Fleiße um die Erkenntniß der „Natur bemühten, und die Wissenschaften ins „Aufnehmen zu bringen suchten. Eine vortreff„liche Stiftung, die seinem Andenken Ehre macht, „und groß genug ist, seinen Namen zu verewigen. „England hatte die Ehre, diesen Weltweisen ge„boren zu haben, und in seinem Schooß die erste „Gesellschaft wahrer Philosophen zu hegen rc. (S. 188) —

Wo hat denn der gelehrte Genius gelesen, daß Baco die englische Societät der Wissenschaften gestiftet habe? Gestiftet: so sagt er zweymal. Denn wenn es gleich wahr ist, daß die ersten Stifter derselben den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des Baco genommen, so

kann man deswegen doch nicht sagen, daß sie Baco gestiftet habe. —

O, ich bin es müde, mehr solche Anmerkungen zu machen. Lassen Sie mich den Traum verfolgen. — Der Genius kömmt endlich mit dem Herrn Dusch in den Tempel selbst. Und nun machen Sie Sich fertig, in den seltsamsten Raritätkasten zu gucken.

„Zwey mächtige Flügel eröffneten den Eingang „durch ein langes Gewölbe, das auf beyden Sei- „ten auf marmornen Säulen ruhte. Zwischen „diesen standen in ihren Fächern die Bildsäulen „der größten Philosophen, die durch ihre Bemü- „hungen die wichtigsten Wahrheiten aufgeheitert „hatten. Einige in der Tracht der Chaldäer, ꝛc.“

Ist das nicht lustig? Hier stehen die Bildsäulen der Philosophen, die draußen in dem Vorhofe lebendig herum liefen. Und auch sogar die Bildsäulen derjenigen, deren Lehre nicht werth war, auf die Nachwelt gebracht zu werden: der Chaldäer. Zugleich welch ein kunstmäßiger Ausdruck: die Bildsäulen standen in ihren Fächern! Nischen heißen auf Deutsch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir sind noch

in dem Eingange des Tempels. Wer wird sich überall aufhalten? — Nun merken Sie auf! wir treten hinein.

„Ein erstaunliches Gewölbe voll majestätischer Einfalt!" —

Tausend Lichter; eine himmelblaue Decke, und an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; itzt geht die Sonne daran auf, und itzt unter; itzt scheinen die Sterne, itzt verlöschen sie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altars vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier Jahreszeiten vorstellen; an den Wänden schöne Gemälde von den vornehmsten Gegenständen, die der Mensch auf der Erde zu betrachten findet; eine korinthische Säule, welche eine schwarze marmorne Tafel hält, worauf die Gesetze der Natur, der Bewegung und der Schwere geschrieben stehen ꝛc.: das sind die innern Decorationen, für welche Herr Dusch unmöglich einen großen Aufwand an Witz und Erfindung kann gemacht haben. —

Aber ist das schon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im Kleinen vorstellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich in seinem Kasten ein neues Fach.

„Indem eröffneten zwey mächtige Flügel eine „weite Aussicht aus dem Tempel in ein unabseh-„bares Feld. Merke auf, sagte mein Führer „zu mir, und betrachte!" —

Der natürliche Savoyard: Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi ha! — Was giebt es denn nun zu betrachten? Da repräsentiren sich:

„Entblößte Hügel, die ihr Inneres aufdecken: „Erdarten, Mineralien, Steine, Metalle etc.

Und abermals repräsentiret sich:

„Die schönste Gegend; ein ebenes Thal mit „unzähligen Kräutern und Blumen aus allen Him-„melsgegenden geschmückt."

Und abermals repräsentiren sich:

„Eine unzählbare Menge von Stauden."

Und abermals repräsentiren sich:

„Theils Pflanzen, Theils lebendige Geschöpfe."

Und abermals repräsentiren sich — O, verzweifelt! Ich wollte meinen Herren noch das

ganze Thierreich repräsentiren; aber Sie sehen, das Licht geht mir in dem Kasten aus. „Die „Betrachtung des Thierreichs soll daher ihnen „selbst überlassen seyn!

Nicht ein Haar besser läßt Herr Dusch seinen Genius in allem Ernste abbrechen: weil

„eine Priesterin, in weißen Atlas gekleidet, „an den Altar tritt, und neuen Weihrauch in die „hellere Flamme gießt." —

Der Guckkasten wird nun zu einem Marionettenspiele. — Es kömmt noch eine Gestalt dazu;

„Schön, aber menschlicher gebildet, mit einem „denkenden Auge."

Und noch eine dritte:

„Ein bejahrter Mann geht ihr zur Rechten, der „in dieser Hand ein Sehrohr, in der andern das „Bleymaß trägt."

Und eine vierte:

„Zu ihrer Linken trägt ein blühender Genius „ein vollgeschriebenes Buch."

Diese dreye warfen sich vor den Stufen des Altars auf ihr Antlitz, indem die Priesterin mit zum Himmel gefaltenen Händen nieder-

kniete. — Hier endlich thut der Träumer seine erste Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beständig allein gesprochen, und der Träumer hat, wie es sich in einem ekeln Collegio für beyde schickt, vermuthlich unterdessen — geschlafen.

„Wer sind diese, die hier anbeten? — Jene „blühende Gestalt, sagte der Genius, ist die Ver„nunft, die von der Erfahrung zur Rechten ge„führt wird. Ein Genius hält ihr beständig das „Buch der Natur vor, und beyde führen sie zu „dem Altare, wo die natürliche Religion dem „Vater der Wesen opfert. Kaum hatte er aus„geredet, als ein Lobgesang von tausend verschie„denen Stimmen erklang. —

Und siehe, dieser Lobgesang ist nach dem Englischen des Thomson. Denn Sie wissen wohl, daß wir im Traume nichts Neues erfinden, sondern uns nur mit oft ungeheuern Zusammensetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Dusch ist folglich aus Gründen der Psychologie zu entschuldigen, daß er keine neue Hymne singen läßt. —

Nachdem der Lobgesang zu Ende ist, erfolget eine Stille, und über diese Stille erwacht der Träumer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmids Hunde in der Fabel, der unter dem Getöse der Hämmer sehr ruhig schlief, nnd nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruheten, und ihn die erfolgte Stille zum Essen rief.

Und nun lassen Sie mich meinen Brief einmal schließen. Der Mann hat mich angesteckt, von dem die Rede ist. Auch Herr Dusch weiß niemals das Ende zu finden, er mag schreiben wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorn an, als daß er da aufhören sollte, wo seine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief schließen, ohne vorher feyerlich zu protestiren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herrn Dusch halte? Er könnte wirklich ein guter Schriftsteller geworden seyn, wenn er sich in die ihm zukommende Sphäre hätte einschließen wollen. Und diese haben ihm die Verfasser der Bibliothek deutlich genug angewiesen. Herr Dusch hat nicht Witz und Er-

findungskraft genug, ein Dichter zu seyn; und ein Philosoph zu seyn, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beydem etwas, und ungefähr gleich so viel, als dazu gehört, ein erträgliches moralisches Lehrgedicht zu machen. Dieses mache er; und lasse sich ja weder von seinen Freunden noch von seiner Eitelkeit verführen, Werke de longue haleine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Oekonomie erfordern!

Acht und vierzigster Brief.

Sie sollen befriediget werden! — Die großen Lobsprüche, welche der Nordische Aufseher in so manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizt. Ich habe ihn gelesen; ob ich mir es gleich sonst fast zum Gesetze gemacht habe, unsere wöchentlichen Moralisten ungelesen zu lassen.

Kopenhagen hat bereits an dem Fremden (einem Werke des sel. Hrn. Prof. Schlegel) eine dergleichen Schrift von sehr vorzüglichem

Werthe aufzuweisen. Und nun kann es leicht kommen, daß der Nordische Aufseher ein allgemeines Vorurtheil für die deutschen Werke des Witzes, welche in Dänemark erscheinen, veranlassen hilft. Und würde dieses Vorurtheil auch so ganz ohne Grund seyn? — Wenn unsere besten Köpfe, ihr Glück nur einigermaßen zu machen, sich expatriiren müssen; wenn —

O, ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte sonst alles darüber vergessen; Sie möchten, anstatt eines Urtheils über eine schöne Schrift, Satire über unsere Nation, und Spott über die elende Denkungsart unserer Großen zu lesen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der Nordische Aufseher hat mit dem fünften Jenner des Jahres 1758 angefangen, und hat sich in der Fortsetzung weder an einen gewissen Tag, noch an eine gewisse Länge der einzeln Stücke gebunden. Diese Freyheit hätten sich billig alle seine Vorgänger erlauben sollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewissen gefallenden Anschein der Ungezwun-

zwungenheit, sondern auch viel wesentlichere Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht so oft haben, bald ausdehnen, bald zusammenziehen, bald trennen dürfen; sie hätten sich gewisser Umstände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen besser bedienen können; sie hätten bald hitziger, bald bequemlicher arbeiten können, etc.

Das ganze 1758ste Jahr bestehet aus sechzig Stücken, die einen ansehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat sich auf dem Titel als Herausgeber genennt*). Wie viel Antheil er aber sonst daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmste Verfasser sey; wer seine Mitarbeiter sind: davon sucht der Leser vergebens einige nähere Nachricht. Er muß versuchen, wie viel er davon aus dem Styl und der Art zu denken, errathen kann.

*) Der Nordische Aufseher, herausgegeben von Johann Andreas Cramer. Erster Band. Sechzig Stück. Kopenhagen und Leipzig, 3. Alphab. 12 Bogen.

Doch die wahren Verfasser itzt aus den Gedanken zu lassen, so giebt der Nordische Aufseher vor, daß er ein Sohn des Nestor Ironside sey, der ehemals das Amt eines Aufsehers der Sitten von Großbrittanien übernahm, und mit allgemeinem Beyfalle verwaltete. Er heißt Arthur Ironside; seine Mutter sey die Wittwe eines deutschen Negocianten gewesen, die seinen Vater noch in seinem funfzigsten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieser nur deswegen von ihm geschwiegen, um sich nicht, dieser späten Liebe wegen, dem muthwilligen Witze der Spötter auszusetzen.. Ein besonderes Schicksal habe ihn genöthiget, sein Vaterland zu verlassen, und er betrachte nun Dännemark als sein zweytes Vaterland, welchem er ohnedies, von seinen väterlichen Vorfahren her, eben so nahe als jenem angehöre; indem diese ursprünglich aus einem nordischen Geschlechte abstammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen sey, und durch seine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen desselben beygetragen habe. — Hier-

auf beschreibt er, mit den eignen Worten seines Vaters, die Pflichten eines moralischen Aufsehers, und sagt!

„Da ich schon in einem Alter bin, wo ich die „Einsamkeit eines unbekannten und ruhigen Pri„vatlebens nicht verlassen und in Geschäften ge„braucht zu werden suchen kann, ohne mich dem „Verdachte auszusetzen, daß ich mehr von einem „meinen Jahren unanständigen Ehrgeitze, als von „einer uneigennützigen Begierde, meine Kräfte „dem allgemeinen Besten aufzuopfern, getrieben „würde: so habe ich mich entschlossen, für mein „zweytes Vaterland zu thun, was mein Vater für „England gethan hat."

Auf zwey Puncte verspricht er dabey seinen Fleiß besonders zu wenden: auf die Erziehung der Jugend nehmlich, und auf die Leitung derjenigen, welche sich mit Lesung guter Schriften und mit den Wissenschaften abgeben, ohne eigentlich ein Geschäft aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Absicht auf beydes, in diesem ersten Bande bereits schon vieles geleistet. — Seine feinsten Anmerkungen über die beste Art der Erziehung, hat

er in die Geschichte seiner eigenen Erziehung gebracht, welche das 46ste und die folgenden Stücke einnimmt.

Was der Nordische Aufseher zum Besten der unstudierten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft sich ungefähr auf sechs oder sieben neuere Autoren, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, besonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beybringt. So preiset er z. E. in dem vierten und siebenten Stücke die Werke des Kanzlers Daguesseau an, und zwar mit diesem Zusatze:

„Ich kann nicht schließen, ohne zur Ehre die„ser Werke und zur Ehre fremder Sprachen zu „wünschen, daß sie mit allen andern vortrefflichen „Arbeiten des menschlichen Verstandes einem jeden „Uebersetzer unbekannt bleiben mögen, der nur mit „der Hand, und nicht mit dem Kopfe; der, mit „einem Worte alles zu sagen, nicht wie Ramler „und Ebert unter den Deutschen, und nicht wie „Lodde unter uns übersetzt. —

In dem dreyzehnten Stücke redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was

meynen Sie aber, ist es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von diesem Dichter sagt:

„Er ist ein Genie, das nicht allein weit über „einen Milton erhaben ist, sondern auch unter den „Menschen am nächsten an den Geist Davids und „der Propheten gränzet ꝛc. Nach der Offenbarung, „setzte er hinzu, kenne ich fast kein Buch, welches „ich mehr liebte; kein Buch, welches die Kräfte „meiner Seele auf eine edlere Art beschäftigte, „als seine Nachtgedanken. —

Die übrigen Schriftsteller, mit welchen er seine Leser unterhält, sind des Bischofs Butlers *) Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumonts **) moralische Schriften; des Hrn. Basedow ***) praktische Philosophie für alle Stände; des Marquis von Mirabeau †) Freund des Menschen; und ein sehr wohl gerathenes Gedicht eines Dänischen Dichters, des Hrn. Tullin ††).

Dieses letzte Gedicht führt den Titel: Ein Maytag. Es ist, sagt der Aufseher, zwar nur

K 3

*) Stück 9 und 22. **) Stück 21. ***) Stück 24. 29.
†) Stück 34. 36. 38. 40. ††) Stück 52.

durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unsern meisten Dichtern besungen zu werden pflegen; es hat aber doch so viel wahre poetische Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünstigten Geist, der noch mehr erwarten läßt. — Dieses Urtheil ist keine Schmeichelei; denn die Strophen, welche er im Originale und in einer Uebersetzung daraus anführt, sind so vortrefflich, daß ich nicht weiß, ob wir Deutschen jemals ein solches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schließen Sie einmal von dieser einzigen Stelle auf das Uebrige:

„Unerschaffener Schöpfer, gnädig, weise, dessen Liebe unumschränkt ist; der du für jeden „Sinn, damit man Dich erkennen möge, ein Paradies erschaffen hast, Du bist alles und alles in „Dir (überall sieht man deinen Fußstapfen — —

„Du machst den Sommer, den Winter, den „Herbst zu Predigern deiner Macht und Ehre. „Aber der Frühling — was soll dieser seyn? O

„Erschaffer, er ist ganz Ruhm. Er redet zu dem tauben ungläubigen Haufen mit tausend Zungen. — —

„Er ist unter allen am meisten Dir gleich; er „erschaffet, er bildet, er belebt, er erhält, er „nähret, er giebt Kraft und Stärke; er ist — er „ist beynahe Du selbst. Wie wenig wissen von die„ser Freude die, welche in dem Dunste und Staube „verschloßner Mauern, wenn die ganze Natur „ruft: Komm! unter schweren Gedanken furcht„sam lauern! ꝛc.

Neun und vierzigster Brief.

Der Nordische Aufseher behauptet mit einem entscheidenden Tone, daß Rechtschaffenheit ohne Religion widersprechende Begriffe sind; und beweiset es durch — durch weiter nichts, als seinen entscheidenden Ton. Er sagt zwar mehr als einmal: denn; aber sehen Sie selbst, wie bündig sein denn ist.

„Denn, sagt er, ein Mann, welcher sich mit „Frömmigkeit brüstet, ohne ehrlich und gerecht ge„gen uns zu handeln, verdienet mit dem Namen „eines Heuchlers an seiner Stirne gezeichnet zu

„werden; und ein Mensch, welcher sich rühmet,
„daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernach-
„lässige, ob er sich gleich von demjenigen befreyet
„achtet, was man unter dem Namen Frömmigkeit
„begreift, ist — — ein Lügner, muß ich sagen,
„wenn ich nicht strenge, sondern nur gerecht ur-
„theilen will; weil er selbst gestehet, kein recht-
„schaffner **Mann** gegen Gott zu seyn. Ist alle
„Rechtschaffenheit eine getreue und sorgfältige
„Uebereinstimmung seiner Thaten mit seinen Ver-
„hältnissen gegen Andere, und wird eine solche
„Uebereinstimmung für nothwendig und schön er-
„klärt: so kann sie nicht weniger nothwendig und
„rühmlich gegen Gott seyn, oder man müßte läug-
„nen, daß der Mensch gegen das Wesen der We-
„sen in wichtigen Verhältnissen stände. —

Was kann deutlicher in die Augen leuchten, als daß das Wort **Religion** in dem Satze ganz etwas anders bedeutet, als er es in dem Beweise bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein **Mann ohne Religion**: ein Mann, der sich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, der kein Christ ist; in dem Beweise aber: ein Mann, der von gar keiner

Religion wissen will. Dort ein Mann, der bey den Verhältnissen, die ihm die Vernunft zwischem dem Schöpfer und dem Geschöpfe zeiget, stehen bleibt; hier ein Mann, der durchaus gar keine solche Verhältnisse annehmen will. Diese Verwirrung ist unwidersprechlich; und man muß sehr blödsinnig seyn, wenn man sich kann bereden lassen, daß das, was von der einer dieser Personen wahr sey, auch von der andern gelten müsse. Und können Sie glauben, daß der Aufseher diesen **Fechterstreich** noch weiter treibt? Aus folgender Schilderung, die er von einem **Manne ohne Religion** macht, ist es klar.

„Polidor, höre ich zuweilen sagen, ist zu be-
„dauern, daß er ein Christ ist. Er denkt über die
„Religion bis zur Ausschweifung frey; sein Witz
„wird unerschöpflich, wenn er anfängt, ihre Ver-
„theidiger lächerlich zu machen; aber er ist ein
„ehrlicher Mann; er handelt rechtschaffen; man
„wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen
„können ꝛc. —

Aber mit Erlaubniß: diesem **Polidor** fehlt es nicht bloß an Religion; er ist ein Narr,

dem es an gesunder Vernunft fehlt; und von diesem will ich es selbst gern glauben, daß alle seine Tugenden, Tugenden des Temperaments sind. Denn muß er deswegen, weil er sich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deswegen darüber spotten? muß er ihre Vertheidiger deswegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann, der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt ist; ein Mann, der gar keine Religion zugiebt; ein Mann, der über alle Religion spottet! Und ist es billig, alle diese Leute in Eine Classe zu werfen?

Das war also, gelinde zu urtheilen, eine Sophisterey! Und nun betrachten Sie seinen zweyten Grund, wo er das Wort Rechtschaffenheit in einem engern Verstande nimmt, und es seinen Gegnern noch näher zu legen glaubt.

„Allein, sagt er, wenn wir unter der Recht„schaffenheit auch nur die Pflichten der gesellschaft„lichen Billigkeit und Gerechtigkeit verstehen woll„ten: so könnte doch vernünftiger Weise nicht „vermuthet werden, daß ein Mann ohne Religion

„ein rechtschaffener Mann seyn würde. Eigennutz, „Zorn, Eifersucht, Wollust, Rache und Stolz „sind Leidenschaften, deren Anfälle jeder Mensch „empfindet; und wer weiß nicht, wie gewaltig „diese Leidenschaften sind? Entsagt nun ein Mensch „der Religion; entsagt er künftigen Belohnungen; „entsagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an sei„nen Handlungen, und ist seine Seele gegen die „Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: Was „für eine Versicherung haben wir, daß er den stren„gen Gesetzen der Rechtschaffenheit gehorchen „werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenschaf„ten die Beleidigung derselben zu ihrer Befriedi„gung verlangen? —

Abermals die nehmliche Sophisterey! Denn ist man denn schon ein Christ, (diesen versteht der Aufseher unter dem **Manne von Religion**) wenn man küuftige Belohnungen, ein Wohlgefallen der Gottheit an unsern Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubt? Ich meyne, es gehöret noch mehr dazu. Und wer jenes läugnet, läugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieses bey Seite gesetzt; sehen Sie nur, wie listig er die ganze Streit-

frage zu verändern weiß. Er giebt es stillschweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, haben könne: und fragt nur, was für eine Versicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenschaften bestürmen, wirklich so handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieser Frage aber liegt weiter nichts, als dieses: daß die geoffenbarte Religion die Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre. Und das ist wahr! Allein kömmt es denn bey unsern Handlungen blos auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Und wenn auch ein Mensch alles glaubt, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Versicherung haben wir, daß ihn dennoch die Lei-

denschaften nicht verhindern werden, rechtschaffen zu handeln? Der Aufseher hat diese Frage vorausgesehen; denn er fährt fort:

„Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, und entschlossen ist, die Verbindlichkeiten zu erfüllen, rc.“

Und entschlossen ist! Gut! Diese Entschlossenheit kann aber auch die bloßen Gründe der Vernunft, rechtschaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion unsere Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre: so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten, als den rechtschaffenen Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus, nnd ihr Hauptzweck ist, den rechtschaffenen Mann zu höhern Einsichten zu erheben. Es ist wahr, diese höhern Einsichten können neue Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müssen? daß es keine Redlichkeit

giebt, als diese mit höhern Einsichten verbundene Redlichkeit?

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der Nordische Aufseher diese Behauptung: „Wer „kein Christ sey, könne auch kein ehrlicher Mann „seyn;" mit unsern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unsere Gottesgelehrten haben diese unbillige Strenge nie geäußert. Selbst das, was sie von den Tugenden der Heiden sagen, kömmt ihr noch lange nicht bey. Sie läugnen nicht, daß dieser ihre Tugenden Tugenden sind; sie sagen bloß, daß ihnen die Eigenschaft fehle, welche sie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der Aufseher dieses auch nur sagen; will er bloß sagen, daß alle Rechtschaffenheit, deren ein natürlicher Mensch fähig ist, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum sagt er es nicht mit deutlichen Worten? und warum enthält er sich des Wortes Glauben, auf welches alles dabey ankömmt, so sorgfältig?

Es sind überhaupt alle seine theologischen Stücke von ganz sonderbarem Schlage. Von

einem einzigen lassen Sie mich nur noch ein Paar Worte sagen. Von dem XXVten nehmlich, in welchem der Verfasser bestimmen will,

„welche von allen Arten, über das erste Wesen „zu denken, die beste sey?"

Er nimmt deren drey an.

„Die erste, sagt er, ist eine kalte, metaphy„sische Art, die Gott beynahe nur als ein Object „einer Wissenschaft ansieht, und eben so unbewegt „über ihn philosophiret, als wenn sie die Begriffe „der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von „ihren besondern Unvollkommenheiten ist diese, daß „sie in den Ketten irgend einer Methode einherge„het, welche ihr so lieb ist, daß sie jede freyere „Empfindung einer über Gottes Größe entzückten „Seele fast ohne Untersuchung verwirft ꝛc. Und „weil wir durch diese Art von Gott zu denken, bey„nahe unfähig werden, uns zu der höhern, von „der ich zuletzt reden werde, zu erheben, so müs„sen wir auf unsrer Hut seyn, uns nicht daran zu „gewöhnen. — Die zweyte Art, fährt er fort, „will ich die mittlere, oder um noch kürzer seyn „zu können, Betrachtungen nennen. Die Betrach„tungen verbinden eine freyere Ordnung mit ge-

„wissen ruhigen Empfindungen, und nur selten „erheben sie sich zu einer Bewunderung Gottes.rc.— „Die dritte endlich ist, wenn die ganze Seele von „dem, den sie denkt (und wen denkt sie?) so „erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte von der „Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewe- „gung gebracht sind, daß sie zugleich und zu Einem „Endzweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln „und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Got- „tes sich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten „können, unser Nachdenken durch irgend eine kurze „Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, „wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, „durch Worte auszudrücken, die Sprache zu we- „nige und schwache Worte dazu haben würde; „wenn wir endlich mit der allertiefsten Unterwer- „fung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zu- „versicht glaubt, daß wir Gott lieben können, „und daß wir ihn lieben dürfen.

Und diese letzte Art über Gott zu denken, wie Sie leicht errathen können, ist es, welche der Verfasser allen andern vorziehet. Aber was hat er uns damit Neues gesagt? — Doch wirklich ist etwas Neues darin. Dieses nehmlich,

daß

daß er das denken nennt, was andere ehrliche Leute empfinden heißen. Seine dritte Art über Gott zu denken, ist ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbunden sind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bey einem solchen Stande in unserer Seele vorgeht, so werden Sie finden, daß diese Art über Gott zu denken, nothwendig die schlechteste Art zu denken seyn muß. Als diese ist sie von gar keinem Werthe; als das aber, was sie wirklich ist, von einem desto größern. Bey der kalten Speculation gehet die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung, die damit verbunden ist, ist die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anstrengung; eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm ist, weil sie die Wirksamkeit ihrer Kräfte dabey fühlet. Die Speculation ist also das Mittel gar nicht, aus dem Gegenstande selbst, Vergnügen zu schöpfen. Will ich dieses, so müssen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Speculation von den ver-

schiedenen Theilen meines Gegenstandes gemacht habe, in eine gewisse Entfernung zurückweichen, in welcher sie deutlich zu seyn aufhören, und ich mich bloß, ihre gemeinschaftliche Beziehung auf das Ganze zu fassen, bestrebe. Je mehr dieser Theile alsdann sind, je genauer sie harmonieren; je vollkommner der Gegenstand ist: desto größer wird auch mein Vergnügen darüber seyn; und der vollkommenste Gegenstand wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das ist der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen lasse.

Ich errege dem Verfasser keinen Wortstreit, Denn es ist kein Wortstreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So sieht er es z. E. als einen großen Vorzug seiner dritten Art über Gott zu denken an,

„daß, wofern wir darauf kämen, das, was „wir denken, durch Worte auszudrücken, die „Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde.“

Und dieses kömmt doch bloß daher, weil wir alsdann nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nüancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist eben so unmöglich, als es unnöthig seyn würde.

Doch dieser Irrthum ist bey ihm nur der Uebergang zu einem größern. Hören Sie, was er weiter sagt:

„Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe, „und daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser „schnell fortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken „von so genauen Bestimmungen, einige mit Kalt-„sinn herauszunehmen, und sie in kurze Sätze zu „bringen: was für neue Wahrheiten von Gott „würden oft darunter seyn!

Keine einzige neue Wahrheit. Die Wahrheit läßt sich nicht so in dem Taumel unsrer Empfindungen haschen! Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können. Er steht an der wahren Quelle, aus welcher alle fatanische und enthusiastische Begriffe von Gott

geflossen sind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten, setzt sich der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden, und wird, — ein Böhme, ein Pordage. —

Jene erste kalte metaphisische Art über Gott zu denken, von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilet, daß er unter andern auch sagt:

„Unterdeß wird sich ein wahrer Philosoph, ich „meyne einen, den sein Kopf und nicht bloß die „Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf „einlassen, um sich durch die Neuheit zu verfah„ren, aufzumuntern:

Jene Art, sage ich, muß gleichsam der Probierstein der dritten, ich meyne aller unsrer Empfindungen von Gott seyn. Sie allein kann uns versichern, ob wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der sich nur bisweilen darauf einläßt, um sich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht

selten eben am allerunwürdigsten von Gott denkt, wenn er am erhabensten von ihm zu denken glaubt.

Funfzigster Brief.

„So bekannt gewisse Wahrheiten der Sitten„lehre sind," sagt der Nordische Aufseher zu Anfange des XXsten Stücks, „so oft sie wiederholt „und in so veränderten Arten des Vortrags sie „auch ausgebreitet worden sind: so wenig dür„fen sich doch Lehrer der Tugend und der wahren „Glückseligkeit des Menschen von der Furcht, daß „die Welt ihrer endlich überdrüßig und müde wer„den möchte, zurückhalten lassen, ihr Andenken, „so oft sie können, zu erneuern. Wenn sie dieses „unterließen, und sich hüten wollten, nichts zu „sagen, was nicht original und neu zu seyn schei„nen könnte: so würden sie dadurch eine unan„ständige Eitelkeit verrathen. Man würde sie „nicht ohne Grund beschuldigen dürfen, daß sie „bey den Arbeiten ihres Geistes mehr die Bewun„derung, als den Nutzen ihrer Leser zum Augen„merke hätten, und, indem sie sich Mühe gä„ben, die Neubegierde derselben zu beschäftigen,

„nur dem Stolze ihres Verstandes zu schmeicheln „suchten. Ich hoffe, daß ich wider diesen gemei„nen Fehler moralischer Schriftsteller auf meiner „Hut seyn werde. —

Ja, das Lob muß man ihm lassen! Er ist wider diesen Fehler sehr auf seiner Hut gewesen. Nur thut er unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller nennt. Das Gegentheil desselben ist wenigstens ein eben so gemeiner Fehler. Und noch dazu mit diesem Unterschiede, daß jenes meistentheils der Fehler guter, und dieses der Fehler schlechter Scribenten ist. Der gute Scribent will entweder ein vollständiges System der Moral liefern; und alsdann würde er freylich sehr thöricht handeln, wenn er sich nur auf diejenigen Wahrheiten einschränken wollte, welche original und neu scheinen könnten. Oder er hat eine freyere Absicht, und will sich bloß über diejenigen einzeln Wahrheiten auslassen, die ihm besonders wichtig dünken, und über die er am meisten nachgedacht zu haben glaubt. In diesem Falle hütet er sich sorgfältig, be-

kannte Wahrheiten und gemeinnützige Wahrheiten für einerley zu halten. Er weiß, daß viele bekannte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnützig, und viele gemeinnützige, oder doch solche, die es werden können, nichts weniger als bekannt sind. Wenn er nun auf diese letzten, wie billig, sein vornehmstes Augenmerk richtet, so kann es nicht fehlen, er wird sehr oft original und neu nicht bloß scheinen, sondern wirklich seyn. Der schlechte Scribent hingegen, der das Bekannteste für das Nützlichste hält, hofft vergebens, sich einzig durch seine gute Absicht lesenswürdig zu machen. Ist er nun vollends gar so schlecht, daß auch nicht einmal seine Einkleidungen der abgedroschensten Wahrheiten original und neu sind: was hat er denn noch, meine Neubegierde im geringsten zu reitzen?

Um diese Einkleidungen, an welchen die moralischen Wochenblätter der Engländer so unerschöpflich sind, scheinet sich der Nordische Aufseher wenig bekümmert zu haben. Er moralisiret gerade zu; und wenn er nicht noch dann

und wann von erdichteten Personen Briefe an sich schreiben ließe, so würden seine Blätter ohne alle Abwechselung seyn. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren zwey zu nennen, von welchen es sich noch endlich sagen ließe, daß seine Erfindungskraft einige Unkosten dabey gehabt habe. Das eine (im XLIIIten Stücke) ist eine Allegorie von dem Vorzuge der schönen Wissenschaften vor den schönen Künsten. Aber was ist auch die beste Allegorie? Und diese ist noch lange keine von den besten. Das zweyte (im LIVten Stücke) ist eine satirische Nachricht von einer Art neuer Amazonen; und diese ist in der That mit vielem Geiste geschrieben. Sie haben das Sinnreichste in dem ganzen Nordischen Aufseher gelesen, wenn Sie dieses Stück gelesen haben. Ich will nicht untersuchen, ob dieser Einfall dem Nordischen Aufseher ganz eigen ist; genug, er ist schön, und nicht übel, obgleich ein wenig zu schwatzhaft, ausgeführt. Viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch ausschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten,

bey welchem man dreymal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: das ist überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dieser Wochenschrift, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheinet. Sein Styl ist der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pnevmata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — Ich kenne nur einen einzigen geistlichen Redner itzt in unserer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm. —

Itzt aber lassen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen, wie unbeschreiblich schwatzhaft der Nordische Aufseher oft ist. Es wird mir Mühe kosten, die Stelle, die ich in dieser Absicht anführen muß, abzuschreiben; aber ein Fehler, wenn er zu einer ungewöhnlichen Größe getrieben worden, ist doch ein merkwürdiges Ding; ich will mich die Mühe also immer nicht

verdrießen lassen. Der Aufseher will in dem zweyten Stücke von der Fähigkeit, die Glückseligkeit Andrer zu empfinden, reden, und fängt an:

„Derienige, dessen Geist in den kleinen Bezir„ken seiner persönlichen und häuslichen Vor„theile eingeschränkt bleibt, und unfähig zur Em„pfindung anderer Glückseligkeiten ist, die nicht „aus dem Vergnügen der Sinne, aus der Befrie„digung eigennütziger Leidenschaften, oder aus dem „Glücke seiner Familie entspringen, kömmt mir „wie ein Mensch vor, der ein kurzes und blödes „Gesicht hat." —

Das Gleichniß ist gut; aber nun hören Sie, wie schülerhaft er es ausdehnt. —

„Der Kurzsichtige kennt die Natur weder in „ihrer Größe noch in ihrer vollen Schönheit und „Pracht; er sieht dieselbe, so zu sagen, nur im „Kleinen und nicht einmal deutlich! Was entbehrt „er nicht, und wie wenig faßt sein Auge von den „unzählbaren und bis ins Unendliche veränderten „Wundern der Schöpfung! Wie unzählbare, man„nigfaltige Aussichten, die ein stärkeres Auge mit „einem fröhlichen Erstaunen betrachtet, sind für „ihn, als wären sie gar nicht in der Natur, und „wer kann die herrlichen und entzückenden Auf-

„tritte alle zählen, die vor ihm ungesehen und un-
„bewundert vorübergehen! Die Sonne hat für ihn
„weniger Licht und der Himmel wenig Gestirne;
„und wie viel Schönheiten verlieret er nicht auf
„der Erde! Wenn andre Augen, die in die Weite
„reichen, in der Entfernung tausend große und
„herrliche Gegenstände auf einmal und ohne Ver-
„wirrung übersehen, und mit einem Blicke in
„dieser Weite Anhöhen und fruchtbare Thäler, und
„in jener Entfernung blühende Wiesen und einen
„weit gestreckten Wald entdecken, so erblickt er
„kaum die Blumen, die unter seinen Füßen auf-
„wachsen, und selbst von diesen bleiben ihm man-
„nigfaltige Reizungen verborgen, die ein schärferes
„Auge in ihrem künstlichen Gewebe wahrnimmt.
„Alles ist vor ihm, wie mit einem Nebel überzo-
„gen; ganze Gebirge verlieren sich in seinen Augen
„in Hügel; stolze Palläste bey einem gewissen Ab-
„stande von ihm in Dorfhütten, und vielleicht
„ganze Landschaften in einen grünen, mit einigen
„Gebüschen durchwachsenen Grasplatz. Dem besten
„Auge hingegen ist ein jeder Theil der Materie be-
„völkert, und ihm wimmelt vielleicht ein jedes
„Laub von Einwohnern, wenn dem Kurzsichtigen
„die Natur fast eine Wüste, einsam und leer von

„Bewegung und Leben zu seyn scheinet! Wie un„vollkommen müssen nicht seine Vorstellungen von „der Größe, Ordnung, und Vollkommenheit der „Natur, von ihrer angenehmen Mannigfaltigkeit „und Kunst bey ihrer so erhabenen Einfalt und „Gleichförmigkeit, und von ihrer bis zur Unbe„greiflichkeit bewundernswürdigen Harmonie in „allen ihren unzählbaren Abwechselungen seyn, und „wie unglücklich ist der nicht, wenn er nicht mehr „errathen, als sehen, und seinem schwachen Ge„sichte nicht mit seinem Verstande zu Hülfe kom„men kann! Er muß mit seinen Freuden zu geitzen „wissen, wenn er mit ihrem kleinen Vorrathe aus„kommen will, da derjenige, welcher gute Augen „gut zu gebrauchen weiß, im Genusse fast ver„schwenderisch seyn mag, indem er sich nur umse„hen darf, um im Ueberflusse neue Reizungen, „neue Schönheiten und Belustigungen zu ent„decken. —

Noch nicht aus? — Ja; nun ist es einmal aus, das ewige Gleichniß! Der Aufseher fährt fort:

„Eben so ist es mit denjenigen beschaffen ꝛc. —

Und, Gott sey Dank, wir sehen wieder Land! Was sagen Sie dazu? Giebt es bey

allen guteu und schlechten Scribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man, über das Gleichniß, die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verliert?

Ein und funfzigster Brief.

In das Feld der schönen Wissenschaften und der Kritik ist der Nordische Aufseher nur selten übergegangen.

Von den drey eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer selbst zum Verfasser haben, die eine auf die Geburt, (Stück LIX.) die andere auf das Leiden des Erlösers, (St. XV.) und die dritte auf den Geburtstag des Königs, (Stück XVIII.) von diesen verlangen Sie mein Urtheil nicht; das weiß ich schon. Herr Cramer ist der vortrefflichste Versificateur; dafür erkennen wir ihn beyde. Daß aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft beyde bedauert. Wer eine oder zwey von seinen so genannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle ge-

lesen. In allen findet sich viel poetische Sprache, und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindar und Horaz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, bloß in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwey andere Gedichte vor, die meine Aufmerksamkeit ungleich mehr an sich gezogen haben. Das Klopstockische Siegel ist auf beyden; und das läßt sich so leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geistliches Lied (Stück XVI.) auf die Auferstehung des Erlösers ist, weiß ich auch nicht viel Sonderliches zu sagen. Es ist so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabey empfindet. Aber das zweyte ist desto merkwürdiger. Es sind Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes, oder vielmehr des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieses große Object. Sie scheinen sich von selbst in

symmetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Sylbenmaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begriff davon zu machen.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hattest!
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der ernsten Stunde
Thatest du jene große Wahrheit kund,
Die Wahrheit seyn wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub ist!
Du standest, und sprachest
Zu den Schlafenden:
Willig ist eure Seele;
Allein das Fleisch ist schwach.

Dieser Endlichkeit Loos,
Diese Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn sie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will!

Anbetend, Vater, sink' ich in Staub und fleh:
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß sie zu dir sich, zu dir, erhebe!
Allgegenwärtig, Vater, umgiebst du mich! — —
Steh hier, Betrachtung still, und forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach:

Und dieses vorbereitende Gebet ist der Anfang des Gedichts selbst. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich denn nun aus dem Folgenden von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt, welche von meinen dahin gehörigen Begriffen, der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Ueberzeugung er mich mehr bestärket: so weiß ich freilich nichts darauf zu antworten. Eigentlich ist das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine schöne, prächtige Tirade, über die andere, angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir, während des Lesens, seine Begeisterung mit ihm zu theilen, geschienen habe; muß uns denn alles etwas zu denken geben?

Ich hebe meine Augen auf und sehe,
Und siehe, der Herr ist überall!
Erde, aus deren Staube
Der erste der Menschen geschaffen ward,
Auf der ich mein erstes Leben lebe!
In der ich verwesen,
Aus der ich auferstehen werde!
Gott! Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu seyn!

Mit heiligem Schauer
Brech' ich die Blum' ab!
Gott machte sie!
Gott ist, wo die Blum' ist!

Mit heiligem Schauer
Fühl' ich das Wehn,
Hier ist das Rauschen der Lüfte!
Er hieß sie wehen und rauschen,
Der Ewige!
Wo sie wehen und rauschen,
Ist der Ewige!

Freu dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst,
Wird der Ewige seyn!

Freu dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung,
Werden deine Trümmer verwehn!
Auch dort, Verwester, Verstäubter,
Wird er seyn der Ewige!
Die Höhen werden sich bücken!
Die Tiefen sich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unsterbliche schafft!
Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

In diesem stürmischen Feuer ist das ganze Stück geschrieben. — Aber was sagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts, als eine künstliche Prosa, in alle kleine Theile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzeln Vers eines besondern Sylbenmaßes betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathsam seyn, zur musikalischen Composition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen Sylben-

maße abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählet, und alle Schwierigkeiten desselben sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm so gar hinderlich, und er muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat. Da also der prosaische Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet, und Wohlklang zu seyn aufhöret; wäre es nicht besser, daß der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Sylbenmaße schriebe, und eine Arbeit gänzlich unterließe, die ihm dieser doch niemals danket? — Ja ich wollte noch weiter gehen, und diese freye Versart so gar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerspiele in Prosa zu schreiben, und es sind viele Leser sehr unzufrieden damit gewesen, daß man auch diese Gattung der eigentlichen Poesie dadurch entreißen zu wollen scheinet. Diese würden sich vielleicht mit einem solchen Quasi-Metro be-

friedigen lassen: besonders wenn man ihnen sagte, daß z. E. die Verse des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Scribent selbst behielte dabey in der That alle Freyheit, die ihm in der Prose zustatten kömmt, und würde bloß Anlaß finden, seine Perioden desto symmetrischer und wohlklingender zu machen. Wie viele Vortheile auch der Schauspieler daraus ziehen könnte, will ich itzt gar nicht erwähnen; wenn sich nehmlich der Dichter bey der Abtheilung dieser freyen Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile so lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zusammen aussprechen müßte, ꝛc.

Das einzige Stück des Nordischen Aufsehers, welches in die Kritik einschlägt, ist das sechs und zwanzigste, und handelt von den Mitteln, durch die man den poetischen Styl über den prosaischen erheben könne und müsse. Es ist sehr wohl geschrieben, und enthält vortreffliche Anmerkungen. — Gleich Anfangs merket der Verfasser an, daß keine Nation weder

in der Prose noch in der Poesie vortrefflich geworden ist, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte. Er beweiset dieses mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiener und Engländer. Von den Franzosen aber sagt er:

„Die Franzosen, welche die Prose der Gesell„schaften, und was derselben nahe kömmt, mit „der meisten Feinheit und vielleicht am besten in „Europa schreiben; haben ihre poetische Sprache „unter allen am wenigsten von der prosaischen un„terschieden. Einige von ihren Genies haben selbst „über diese Fesseln geklagt, die sich die Nation „von ihren Grammaticis und von ihren Petits„maiters hat anlegen lassen. Unterdeß würde man „sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ihre „Poesie gar nicht von ihrer Prose unterschieden „wäre. Sie ist dieses bisweilen sehr; und wenn „sie es nicht ist, so haben wir wenigstens das Ver„gnügen, da, wo wir bey ihnen den poetischen „Ausdruck vermissen, schöne Prose zu finden: ein „Vergnügen, das uns diejenigen unter den Deut„schen selten machen, welche an die wesentliche „Verschiedenheit der poetischen und der prosaischen „Sprache so wenig zu denken scheinen." —

Er kömmt hier auf die Mittel selbst, wodurch diese Verschiedenheit erhalten wird. Das erste ist die sorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelsten und nachdrücklichsten Wörter wählen. Unter die letztern zählet er auch diejenigen, die mit Geschmack zusammen gesetzt sind.

„Es ist, sagt er, der Natur unserer Sprache „gemäß, sie zu brauchen. Wir sagen sogar im „gemeinen Leben: ein gottesvergeßner Mensch. „Warum sollen wir also den Griechen hierin nicht „nachahmen, da uns unsere Vorfahren schon lange „die Erlaubniß dazu gegeben haben?" —

Das zweyte Mittel bestehet in der veränderten Ordnung der Wörter; und die Regel der zu verändernden Wortfügung ist diese: Wir müssen die Gegenstände, die in einer Vorstellung am meisten rühren, zuerst zeigen. —

„Aber nicht allein die Wahl guter Wörter, „fährt der Verfasser fort, und die geänderte Ver„bindung derselben unterscheiden den poetischen „Perioden von dem prosaischen. Es sind noch ver„schiedene von denen anscheinenden Kleinigkeiten „zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich

„geworden ist, was er ist. Ich nehme an, daß „die Wörter der Perioden und die Ordnung der„selben, der Handlung, die der Periode aus„drücken soll, gemäß sind. Aber gleichwohl ge„fällt er noch nicht genug. Hier ist eine Redens„art, wo nur ein Wort seyn sollte. Und nichts „tödtet die Handlung mehr, als gewisse Begriffe „in Redensarten ausdehnen. Es kann auch bis„weilen das Gegentheil seyn. Hier sollte eine „glückliche Redensart stehen. Der Gedanke erfor„dert diese Ausbildung. Dort sind die Partikeln „langweilig, welche die Glieder des Perioden fast „unmerklich verbinden sollten. Sie sinds unter „andern, wenn sie zu viel Sylben haben. Ein: „dem ungeachtet, könnte die schönste Stelle ver„derben. Sie sinds ferner, wenn sie da gesetzt „werden, wo sie, ohne daß die Deutlichkeit oder „der Nachdruck darunter litte, wegbleiben konn„ten. Das doch, mit dem man wünscht, gehört „vornehmlich hierher. In einer andern Stelle „stand die Interjection nicht, wo sie stehen sollte. „Das Ach fieng den Perioden an; und es hätte „glücklicher vor den Wörtern gestanden, welche „die Leidenschaften am meisten ausdrücken. Ein „andermal hat der Verfasser nicht gewußt, von

„welcher Kürze, nnd von welcher Stärke das Par=
„ticipium gewesen seyn würde. Darauf hat er es
„wieder gesetzt, wo es nicht hingehörte.

Schließen Sie aus dieser Stelle, wie viele feine Anmerkungen und Regeln der Verfasser in einen kleinen Raum zu concentriren gewußt hat. Ich möchte gern allen unsern Dichtern empfehlen, dieses Stück mehr als einmal zu lesen, es mit allem Fleiße zu studieren. Es würde jeder alsdann wohl von selbst finden, wenn und wie diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers eine Ausnahme leiden könne und müsse. Die sorgfältige Wahl der edelsten Wörter z. E. leidet alsdann einen großen Abfall, wenn der Dichter nicht in seiner eignen Person spricht. In dem Drama besonders, wo jede Person, so wie ihre eigene Denkungsart, also auch ihre eigene Art zu sprechen haben muß. Die edelsten Wörter siud eben deswegen, weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit, und besonders im Affecte, zuerst beyfallen. Sie verrathen die vorhergegangene Ueberlegung, verwandeln die

Helden in Declamatores, und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein großes Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er, besonders die erhabensten Gedanken, in die gemeinsten Worte kleidet, und im Affecte nicht das edelste, sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen sollte, ergreifen läßt. Von diesem Kunststücke werden aber freylich diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem correcten Racine Geschmack finden, und so unglücklich sind, keinen Shakespear zu kennen.

Zwey und funfzigster Brief.

Ich kann Ihnen kein Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Litteratur noch am schlechtesten aussehe. Angebauet zwar ist es genug; aber wie? — Auch mit Ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister

sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln; kurz, gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts, als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen.

Unterdessen ist es im Ganzen recht gut, daß jene sich gar nicht damit abgeben, und diese sich in ihrem wohlgemeinten Fleiße nicht stören lassen. Denn so haben jene am Ende doch nichts verdorben, und diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt, und für unsere künftigen Livios und Tacitos Kalk gelöscht und Steine gebrochen.

Doch nein, — lassen Sie uns nicht ungerecht seyn; — verschiedene von diesen haben weit mehr gethan. Es ist eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Mascov zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkle Zeiten gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich

aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trockenen Factums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meynungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst vortragen zu können, hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen, und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O, weg mit diesem poetischen Geschichtschreiber! Ich mag ihn nicht lesen; Sie mögen ihn auch nicht lesen, als einen Geschichtschreiber wenigstens nicht; und wenn ihn sein Vortrag noch so lesenswürdig machte!

Ueberhaupt aber glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukömmt, der die Geschichte seiner Zei-

ten und seines Landes beschreibt. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle Andere, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren von ihresgleichen gewiß verdrängt sind. Ich bedaure daher oft den mühsamen Fleiß dieser letztern; besonders derjenigen von ihnen, die sich, vermöge ihres Amtes, einer so undankbaren Arbeit unterziehen, und Gebauers bleiben müssen, wenn sie Thuani werden könnten. Die süße Ueberzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den sie stiften, muß sie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes schadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieser Schadloshaltung auch nicht zufrieden seyn? —

Genug dieser allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf das neue Werk selbst, welches sie eigentlich veranlasset hat. Seinen Verfasser habe ich bereits genannt. Es ist der verdiente Gelehrte, den Sie schon aus seiner Geschichte des Kaisers **Richard** kennen müssen. Jetzt

hat er uns eine Portugiesische Geschichte geliefert*)

Sie würden mich auslachen, wenn ich meinen Brief mit einem umständlichen Auszuge derselben anfüllen wollte. Was könnten Sie Neues daraus lernen? Und ist Ihr Gedächtniß nicht so glücklich, daß es auch nicht einmal darf aufgefrischet werden? Kaum verlohnet es sich der Mühe, Ihnen von dem Werke überhaupt nur so viel zu sagen, daß es aus den akademischen Vorlesungen des Verfassers über seinen Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten entstanden ist. —

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn ich Sie mit dieser oder

*) George Christian Gebauers Portugiesische Geschichte von den ältesten Zeiten dieses Volks, bis auf die itzigen Zeiten, mit genealogischen Tabellen und vielen Anmerkungen versehen, in denen die Beläge und allerhand Untersuchungen der historischen Wahrheiten anzutreffen sind. Leipzig, 1759. In Quart, an drey Alphabeth.

jener einzeln Begebenheit, auf die unser Verfasser einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhielte. Es wäre der nächste Weg, Sie zugleich selbst von seinem Vortrage, und von der sorgfältigen Art in seinen Untersuchungen zu Werke zu gehen, urtheilen zu lassen. — Und kenne ich nicht auch Ihren Geschmack? Kühne Unternehmungen; sonderbare Unglücksfälle, die einen großen Mann treffen ꝛc. —

O, ich müßte mich sehr irren, oder Sie haben Sich, als Sie nun auf die Portugiesische Historie kamen, bey der Geschichte des unglücklichen Königs Sebastian am längsten, am liebsten verweilet. — Der junge Sebastian, wie Sie Sich erinnern werden, brannte vor Begierde, sich mit den Ungläubigen in Afrika zu versuchen. Er ließ sich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marocco, Muley Mahomet, in eigener Person beyzuspringen. Er ging mit einem ansehnlichen Heere, so sehr es ihm auch seine Freunde, so sehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Comet zu widerrathen schienen, am Johannis-

tage 1578 unter Segel; setzte das Heer bey Arzilla ans Land, und ging auf l'Arache los. Auf diesem Wege kam es in der Ebene von Alcassarquivir mit dem feindlichen Heere des Muley Mulocco, zur Schlacht. Sebastian und seine Portugiesen erlitten die schrecklichste Niederlage, und er selbst — blieb. So ging wenigstens die gemeine Rede.

Aber wie, wenn er da nicht geblieben wäre? Wie, wenn ein weit empfindlicheres Schicksal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern Sich doch noch auch, daß nach und nach vier Pseudo-Sebastiane aufstanden, als Spanien bereits das Königreich Portugall an sich gerissen hatte? Die ersten drey waren offenbare Betrüger, und erhielten ihren verdienten Lohn.

„Der vierte hingegen, welcher im Jahr „1598 in Venedig zum Vorscheine kam," sagt unser Scribent, „wußte sein Thun so scheinbar zu „machen, daß es wohl zweifelhaft bleiben wird, „ob er nicht der wahre Sebastian gewesen *). —

*) Seite 19. des zweyten Theils, kann man die Erzählung nachschlagen. N.

Unser Verfasser stellt eine umständliche Untersuchung darüber an, welche ein Meisterstück in ihrer Art ist. Es kömmt hierbey, sagt er, auf zwey Fragen an:

„ob der Tod des Königs Sebastian dergestalt in der Gewißheit beruhe, daß man keine Ursache habe, daran weiter zu zweifeln; und wenn diese erste Frage sollte nicht können bejahet werden, ob jedoch der vierte Sebastian unter diejenigen billig gezählt werde, welche unter einem falschen Namen in der Welt eine große Rolle spielen wollen, oder ob auch dies im Zweifel beruhe."

Kann man das erste mit Zuverlässigkeit erweisen, ist Sebastian bey Alcassar gewiß geblieben, so ist das zweyte zugleich entschieden. Aber, leider, kann man jenes nicht, und aus allen Zeugnissen erhellet weiter nichts, als daß man den König eine Wunde in den Kopf bekommen und von seinem Pferde herab sinken sehen. Die Leiche, die man für die königliche, den Tag nach der Schlacht, aufgehoben, ist viel zu zersetzt und verunstaltet gewesen, als daß sie

hätte kennbar seyn können. Und haben sie gleich verschiedene von des Königs Leuten, besonders ein Sebastianus Resendius, in Gegenwart des Muley Hamet wirklich dafür erkannt, so läßt sich doch mit unserm Gebauer sehr wohl darauf antworten:

„Es war wohl nichts natürlicher, als dieser „Beyfall. Wer hätte in des barbarischen Königs „Gegenwart mit dem Resendio darüber wollen „einen Streit anfangen, da nachdenkliche Leute „leicht begreifen konnten, daß es dem Könige, „wenn er sollte der Gefahr entflohen, oder auch „unter den übrigen geringern Gefangenen annoch „verborgen seyn, allemal zuträglicher sey, daß „man auf Mohrischer Seite seinen Tod glaube, „als daß ihm nachgesetzt, oder sonst weiter nach„gespühret werde."

Es ist auch nicht zu läugnen, daß sogleich ein Ruf entstanden: der von der Wahlstatt aufgehobene Körper sey nicht der wahre Körper des Sebastians, sondern der Körper eines Schweizers. Die Mährchen übrigens, welche, nach dem Ferreras und Thuanus, die Vermu-

thung, als ob der König aus der Schlacht entkommen sey, fälschlich veranlaßt haben sollen, sind ohne alle Wahrscheinlichkeit.

Und folglich läßt sich aus diesem Puncte der anmaßliche Sebastian nicht verdammen. Aber, wenn man ihn selbst näher betrachtet, findet sich da auch keine Spur des Betruges? Keine; und hundert außerordentliche Umstände sind alle für ihn. — Er ist in den Händen der Dieci, oder der Zehnherren, zu Venedig. Sie kennen diesen strengen peinlichen Gerichtshof, dieses erschreckliche Fehmgericht, dessen erste Regel es ist: correre alla pena, prima di esaminar la colpa. Dieses Gericht läßt ihn drey ganze Jahr sitzen, kann in drey ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, obgleich die Spanier während der Zeit es nicht werden haben ermangeln lassen, ihm alles an die Hand zu geben, wodurch sich, hinter die Bosheit eines so listigen Feindes kommen zu können, nur einigermaßen hoffen ließ. Und da man es ihm endlich so nahe legt, daß es seinen Urtheilsspruch nicht länger verweigern kann; was erkennet es?

Eigentlich nichts: es will aber den Unglücklichen los seyn, und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das Venetianische Gebiet zu räumen. Binnen acht Tagen!

„Das sieht, sagt unser Historicus, eher einem „Verfahren ähnlich, mit dem man verunglückten „Staatsdienern, oder unangenehmen Gesandten „begegnet, als der Weise, nach welcher man mit „schuldig erkannten Missethätern verfähret, die „man durch die Gerichtsfolge an die Gränzen brin„gen, und von da in die weite Welt laufen läßt.—

Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Großherzog von Florenz ihren Verwiesenen anhielt und an die Spanier auslieferte; denn der Cardinal von Ossat schreibt in einem seiner Briefe ausdrücklich, daß sie es für eine starke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun ist er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; denn warum wäre man sonst glimpflicher mit ihm umgegangen, als mit den drey vorhergehenden Betrügern, die man alle eines schimpflichen Todes sterben ließ!

Ich würde Sie ermüden, wenn ich unserm Verfasser durch alle kleinen Umstände dieser Untersuchung folgen wollte; so ineeressant sie auch bey ihm selbst ist. Es ist wahr, er hätte sie ungleich interressanter machen können, wenn er nur ein klein wenig besser zu schreiben wüßte, und nicht überall den docirenden Professor so sehr hören ließe. Aber sind wir nicht darüber schon einig geworden, daß wir unsern Gelehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug, daß er sich überall als den belesensten, als den sorgfältigsten und unpartheyischsten Mann zeigt.

„Als den unpartheyischsten? Was könnte einen Deutschen auch wohl bewegen, in einer Portugiesischen Geschichte partheyisch zu seyn?" — Das könnten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß sich ein Mann, der partheyisch seyn kann, auch in gleichgültigen Dingen verräth. Er ist immer geneigt, sich geradezu zu erklären, und urtheilet da allezeit selbst, wo er bloß seine Leser sollte urtheilen lassen. — Auch gebe ich das noch nicht zu, daß

in der Portugiesischen Geschichte gar nichts vorkomme, wobey ein Deutscher, aus diesem oder jenem Vorurtheile, sollte es auch nur die Liebe zu seinem Volke seyn, zur Partheylichkeit gereizet werden könnte.

Z. E. Wenn er von des Königs Johannes des Zweyten eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der Schiffahrt redet, gedenket er des bekannten **Martin Beheims**, der ihm sehr ersprießliche Dienste dabey geleistet habe. Nun wissen Sie, was verschiedene patriotische Gelehrte von diesem **Nürnbergischen** Geschlechte behaupten wollen, daß nehmlich Er der erste wahre Entdecker der neuen Welt zu nennen sey. Sie stützen sich dabey vornehmlich auf die Zeugnisse des **Ricciolus** und **Benzonus**. Jener giebt zu verstehen, daß **Beheim** dem **Columbus** vielleicht auf die Spur geholfen habe; und dieser sagt mit ausdrücklichen Worten*), daß

*) Hujus freti observatio Magellano tribuenda est; nam reliquarum navium præfecti, fretum esse negabant, & sinum duntaxat esse censebant. Magellanus tamen fretum istic esse no-

Magellanus die in der Folge nach ihm genannte Meerenge aus einer Seekarte des Beheims habe kennen lernen. Ist es also einem Deutschen wohl zu verdenken, daß er hier einem Stüven und Doppelmayer beytritt, und mit dem Verfasser der Progrès des Allemands &c. Triumph ruft, daß seine Landsleute nicht allein die Druckerey und das Pulver, sondern auch die neue Welt entdeckt haben? Aber hören Sie, was dessen ungeachtet unser Historicus hiervon sagt*):

„Ob übrigens **Martin Beheim** die neue Welt „entdeckt habe, ja gar das Fretum Magellanicum „gekannt, wie jenes **Joh. Bapt. Ricciolus****),

rat, quia, ut fertur, ut charta marina adunctatum viderat, descripta ab insigni quodam Nauclero, cui nomen *Martinus Bohemus*, quam Lusitaniae Rex in suo Museo adseruabat. *Benzonus de India Occidentali, Tom. IV. Americae Theodori de Bry.*

*) Erster Band, S. 124. in der Anmerkung.

**) Herr Gebauer hätte nicht sagen sollen, daß es Ricciolus bejahe. Er läßt es sehr ungewiß. Die Stelle ist diese: Christophorus Columbus — cum prius in Madera Insula, ubi con-

„dieses aber Hieron. Benzonus bejahet, dünket „mich eine sehr ungewisse Sache zu seyn. Wenn „Hartmann Schedel in seiner lateinischen Chro„nik schreibet, daß er und Jacobus Canus (der „Congo entdecket hat) über die Aequinoctallinie „hinaus und so weit gefahren, daß ihr Schatten, „wenn sie gegen Osten zu gesehen, ihnen zur rechten „Hand gefallen; mag daraus noch nicht geschlossen „werden, daß sie bis nach Amerika gekommen. „Das erfährt jedermann, der nur über die Linie „hinaus ist. Die alten Urkunden, welche Wülfer „Wagenseil, Stüven und Doppelmayer ange„zogen, sprechen davon nichts; und die größte „Schwierigkeit finde ich in der anno 1492 von Be„heim verfertigten Weltkugel, in welchem Jahre

N 4

ficiendis ac delineandis chartis geographicis vacabat, *sive* suopte ingenio, ut erat vir Astronomiæ, Cosmographiæ & Physices gnarus, *sive* indicio habito a *Martino Bohemo*, aut, ut Hispani dictitant, ab Alphonso Sanchez de Helua nauclero, qui forte inciderit in Insulam postea Dominicam dictam, cogitasset de navigatione in Indiam Occidentalem &c. *Geographiæ & Hydograph. Reform. Lib. III. cap.* 22. *p.* 93.

„Columbus schon auf der Fahrt gewesen. Der „Herr Doppelmayer hat diese Erdkugel in Kupfer vorgestellet, und je länger ich sie betrachte, je „weniger finde ich, daß er den obbemeldeten „großen Erfindern, Christophoro Columbo und „Ferdinando Magellan, ihren bisher gehabten „Ruhm zweifelhaft machen können.“ — —

Und an einem andern Orte *) fügt er noch dieses hinzu:

„Columbus hat also die neue Welt, Vespucius aber das eigentliche America entdeckt, oder „doch in der alten Welt zuerst recht bekannt gemacht. Wir Deutschen, die wir sonst recht große „Erfinder sind, haben hier keinen Theil, nachdem „Martin Beheims Verdienste hier nicht zulangen „wollen, und müssen diese Ehre den Gennesern „und Florentinern überlassen; es wäre denn, daß „wir dieses für unsere Ehre rechnen wollten, daß „dieser vierte Theil der Welt dennoch einen deutschen Namen führet. Amerigo oder Americus „ist nichts anders als der gute deutsche Name „Emrich; und America folglich so viel als „Emrichsland.

*) Erster Band, S. 139.

Nach dieser unstreitigen Probe einer rühmlichen Unpartheylichkeit, erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu geben, wie weit unser Verfasser auch in Kleinigkeiten seine sorgfältige Untersuchung treibt. Ich wähle aber eine Stelle dazu, wo er dessen ungeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen ist. Sie enthält die Geschichte eines bon-mot.

Herr Gebauer erzählt in dem Texte von dem Vater des itztregierenden Königs von Portugal, Johann dem Fünften, daß er gegen seinen Adel vielmals gesagt:

„König Johann der Vierte liebte euch, Don „Pedro fürchtete sich vor euch; allein ich, der ich „Herr bin de jure & heredad, fürchte mich nicht „vor euch: und werde euch nicht lieben, als in so „fern euch eure Anführung meiner königlichen „Achtbarkeit würdig machet.“—

In einer Note aber fügt er Folgendes hinzu:

„Da ich neulicher Zeit die Mémoires pour ser-„vir a l'Histoire de Madame de Maintenon, die „voller sonderlichen Nachrichten sind, wieder durch-„laufe, bemerke ich eine Stelle, deren ich hierbey „gedenken muß. Es wird T. III. c. 4. von der

„Widerrufung des berühmten Edicts von Nan„tes gehandelt und gemeldet, daß der Erzbischof „zu Paris, de Harley der Bischof zu Meaux, „Bossuet, und des Königs Beichtvater, der P. „de la Chaise, König Ludwig den XIV. in „Frankreich, nachdem er angefangen fromm zu „werden, die Ausrottung des Ungeheuers, das „sechs seiner Vorfahren niederzulegen nicht ver„mocht hätten, dergestalt angepriesen, daß er sich „endlich beredet habe, das wahre Mittel seine „Sünden zu tilgen sey, wenn er sein ganzes Reich „katholisch mache. Das sey so weit gegangen, „daß er gegen den Mr. de Ruvigni eines Tages „sich herausgelassen habe: er wolle zufrieden seyn, „daß eine seiner Hände die andere abhaue, wenn „die Ketzerey dadurch könne ausgerottet werden. „Dieser Mr. de Ruvigni ist der berühmte Mar„quis von Ruvigni, Heinrich, der bey der her„nach entstandenen Verfolgung mit einigen weni„gen Personen erlanget, daß er mit seinem Hause „das Königreich hat verlassen und sich nach „England begeben dürfen. Histoire de l'Edit de „Nantes, par Benoit. T. III. p. II. p. 898. Er hat „sich hernach in dem Irländischen und Spani„schen Successionskriege unter dem Namen des

„Grafen von Galloway hervorgethan, zu welcher „Würde ihn König **William** III. erhoben. Eben „dieser Herr soll dem König **Ludewig** XIV. die „Vorstellung gethan haben, daß König Heinrich IV. „oberwähntes Edict gegeben, **Ludewig** XIII. sol„ches erhalten, er selber es bestätiget habe, und „dennoch dasselbe alle Tage durch die Erklärungen „des Königlichen Raths gebrochen werde; worauf „der König soll geantwortet haben: Mon grand „Pere vous aimoit, mon Pere vous craignoit; pour „moi, je ne vous crains ni ne vous aime. **Mein „Großvater liebte euch, mein Vater fürchtete „euch; aber ich, ich fürchte euch nicht und „liebe euch nicht.** Wobey unten die geschriebe„nen Mémoires des Bischofs von Agen angezogen „werden, und der lateinische Vers beygefüget „wird:

Vos delexit auus, metuit pater, at ego neutrum.

„Es wäre doch was sonderliches, wenn zwey so „große Könige einerley Einfall gehabt hätten. „Die Ehre der ersten Erfindung hätte König **Lude„wig**: denn er soll das noch vor der Aufhebung „des Edicts von **Nantes** gesprochen haben, in „welcher Zeit König **Johannes** von Portugall „noch nicht geboren war. Daß aber dieser das

„sollte gewußt haben, was König Ludewig in „Frankreich so lange Zeit vorher dem Marquis „von Ruvigni soll gleichsam in das Ohr gesprochen „haben, und solches sollte auf seine Umstände an„gewandt haben, ist schlechterdings unglaublich. „Und bey reiferer Ueberlegung wird man bald mer„ken, daß das bon-mot sich besser auf König „Johann und seine Großen, als auf König „Ludewig und seine Hugenotten schicke. Es „braucht also dies einen bessern Beweis, als noch „vorhanden, zumal da bekannt, daß den fran„zösischen Scribenten nicht ungewöhnlich ist, bey „einem artigen Einfall über die historische Wahr„heit weg zu schreiten. Wenigstens hat König „Ludwig XIV. den lateinischen Vers nicht ge„braucht, vielweniger gemacht, da er kein Wort „Latein gekonnt, wie die Beweisthümer davon „in eben diesen Mémoires de Maintenon anzutref„fen sind. rc.

Ich bin im Stande, einen Theil von den Schwierigkeiten zu lösen, die sich unser Historicus hier macht, und die er sich gewiß nicht würde gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß Johann V. und Ludwig XIV. ihren sinn-

reichen Einfall beyde aus Einer Quelle haben schöpfen können. Lesen Sie nehmlich, was ich von Heinrich dem Vierten, zufälliger Weise, gefunden habe. Quelques uns se plaignoient qne le Roi ne tiendroit point ce qu'il avoit promis aux Huguenots, sçavoir, ne feroit publier les Edicts faits en leur faveur, là où le Roy Henry le troisième son predecesseur leur avoit toujours tenu parole: il leur respondit: *c'est autres chose; le Roy Henry vous craignoit et ne vous aimoit pas: mais moi je vous aime et ne vous crains pas.* Diese Stelle stehet unter den Apophthegmes de Henry le Grand, so wie sie Zinkgräf dem zweyten Theile seiner denkwürdigen Reden beygefügt und übersetzt hat. Was erhellet aber unwidersprechlicher daraus, als daß Ludwig XIV. zu dieser wirklich königlichen Rede seines Großvaters aufs höchste nur den elenden Schwanz erfunden hat. Heinrich der Vierte sagte: Mein Vorfahr fürchtete euch, und liebte euch nicht; ich aber liebe euch und fürchte euch nicht: und Ludwig XIV. fühlte sich groß genug — keines von beyden zu thun; und fromm genug —

die sein Großvater geliebt hatte, zu hassen. Ein großer Verstand; ein in der Familie vom Vater auf den Sohn geerbtes Sprüchelchen so zu erweitern! Dazu hat er es auch noch verfälscht. Denn das ist zwar wahr, daß sein Vater Ludewig XIII. einfältig genug war, sich sowohl vor allem, als vor nichts zu fürchten; gleichwohl aber waren unter seiner Regierung die Hugenotten nichts weniger als gefährlich, und sie spielten die große Rolle bey weitem nicht mehr, die sie unter dem dritten Heinrich gespielt hatten, von welchem sein Nachfolger mit Recht sagen konnte, daß er sie fürchten müssen.— Und was hindert, daß auch Johann V. diese Rede des großen Heinrichs nicht sollte gelesen haben?

Drey und funfzigster Brief.

Ich lief das sehr ansehnliche Verzeichniß der Schriften durch, die Herr Gebauer alle bey seinem Werke gebraucht oder angezogen hat; und vermißte von ungefähr eine Kleinigkeit, von

welcher ich gleichwohl gewünscht hätte, daß sie ihm bekannt geworden wäre. —

Sie wissen, welche Unruhen in Portugal auf die Nachricht von dem Tode des Sebastians folgten. Der Cardinal Heinrich war zu alt, war zu blödsinnig, und regierte zu kurze Zeit, als daß er das Königreich bey seinem Tode nicht in der äußersten Verwirrung hätte lassen sollen. Unter denen, welche Ansprüche auf den erledigten Thron machten, war Don Antonio einer der vornehmsten, und wie Sie Sich erinnern werden, der einzige, welcher sich der Usurpation des Königs von Spanien auf eine thätliche Weise widersetzte. Diesen Herrn hat unser Historicus nun zwar nicht unter die Zahl der wirklichen Könige von Portugal gerechnet, wie es wohl die französischen und englischen Geschichtschreiber zu thun pflegen; er scheinet aber doch alles sorgfältig genug gesammelt zu haben, um uns auch diesen Durchlauchtigsten Unglücklichen so kennen zu lehren, als er von der unpartheyischen Nachwelt gekannt zu werden verdienet. —

Nun hat des Don Antonio Leben unter andern auch die Frau Gillot de Sainctonge beschrieben; und diese kleine Lebensbeschreibung ist es, von welcher ich mich wundere, daß sie dem Herrn Gebauer entwischen können. Der Amsterdammer Nachdruck, den ich davon vor mir habe, ist 1696 ans Licht getreten, und das Pariser Original kann, vermuthe ich, nicht viel älter seyn. — Ich kenne diese Verfasserin sonst aus einigen mittelmäßigen Gedichten, und würde eine historische Geburt von ihr schwerlich eines Anblicks gewürdiget haben, wenn sie sich nicht, gleich auf dem Titel derselben, einer besondern Quelle und eines Währmannes rühmte, der alle Achtung verdienet. Sie versichert nehmlich, sich der Memoires des Gomes Vasconcellos de Figueredo bedienet zu haben *). Von diesem Manne ist es bekannt, daß er und sein Bruder die allergetreuesten An-

*) Histoire de Dom Antoine Roy de Portugal; tirée des Mémoires de Dom Gomes Vasconcellos de Figueredo par Mad. de *Sainctonge*. In Duodez.

hänger des Don Antonio gewesen sind. Den letztern erkennet Herr Gebauer selbst dafür. Nur möchte er vielleicht fragen: aber wie kommen diese Memoires in die Hände der von Sainctonge? Sie wäre nicht die erste Nouvellenschreiberin, die sich dergleichen geheimer Nachrichten fälschlich gerühmt hätte. Ich selbst würde der bloßen Versicherung einer schreibsüchtigen Französin hierin wenig trauen; aber überlegen Sie diesen Umstand: eben der Gomes Vasconcellos de Figueredo, auf welchen sich die Frau von Sainctonge beruft, war ihr Großvater. Warum soll man einer Enkelin nicht glauben, wenn sie gewisse Handschriften von ihrem Großvater geerbt zu haben vorgiebt? Und wenn das, was sie daraus mittheilet, an und für sich selbst nicht unglaublich ist, noch mit andern unverdächtigen Zeugnissen streitet: was kann ein Historicus wider sie einwenden?

Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Briefe Verschiedenes daraus ausziehen zu dürfen, was diese oder jene Stelle bey unserm Gebauer berichtigen oder in ein größeres Licht setzen kann.

Vorher aber ein Wort von der Partheylichkeit der Frau von Sainctonge. Die eheliche Geburt des Don Antonio ist bey ihr außer Zweifel. Ihr zu Folge hatte sein Vater, der Herzog Ludewig von Beja, es ausdrücklich in seinem Testamente bekannt, daß die Mutter des Antonio ihm wirklich, obgleich heimlich, angetraut gewesen sey. (S. 81.) Gleichwohl sagt sie an einem andern Orte, daß sich Antonio selbst, bis zu seiner Zurückkunft aus Africa, bloß für einen natürlichen Sohn des Herzogs Ludwig gehalten habe. (S. 26.) Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so kann jenes nicht wahr seyn. Herzog Ludwig starb 1555, und die Zurückkunft des Antonio fällt in das Jahr 1568. Sollte Antonio ganzer dreyzehn Jahre von dem Testamente seines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieser Umstand ist falsch. Ludwig setzte den Antonio zwar zu seinem völligen Erben ein; aber diese Einsetzung beweiset für seine eheliche Geburt so viel als nichts. Wäre in dem Testamente ihrer gedacht gewesen, so würde man keinen weitern Beweis gefordert

haben, den die Freunde des Antonio doch hernach umständlich führen mußten. — Was meine Geschichtschreiberin von dem Tode des Cardinals Heinrich sagt, beweiset ihre unbedachtsame Partheilichkeit noch mehr. Der Cardinal starb in seinem 68sten Jahre, und sie sagt selbst; il étoit vieux et usé, c'en devoit être assez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin. Warum läßt sie es also nicht dabey? Warum läßt sie uns, außer dem Alter und der Krankheit, noch eine andere Ursache seines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie sagt mit trockenen Worten: Quelques Historiens disent que Philippe trouva le secret de l'empêcher de languir. (S. 31. 32.) Philippus erbarmte sich des kranken Heinrichs, und ließ ihn aus der Welt schaffen. Wenn sie doch nur einen von den Geschichtschreibern genennt hätte, die dieses sagen! Herr Gebauer wenigstens führt keinen an, dem diese grausame Beschuldigung eingekommen wäre; und ich sorge, die Fr. von Sainctonge wird die unselige Urheberin derselben bleiben.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß sie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geschrieben haben. Das, worin man ihr am sichersten trauen kann, sind ohne Zweifel die Nachrichten, die sie uns von dem Bruder ihres Großvaters giebt, und die Herr Gebauer bey folgender Stelle sehr wohl würde haben brauchen können.

„In den Azorischen Inseln, sonderlich auf „Tercera, hatte sich ein Ruf ausgebreitet, König „Sebastian sey nicht erschlagen, sondern entkom„men, und werde sich bald seinen treuen Untertha„nen wieder zeigen. Als hierauf Antonius des „Königs Heinrich Tod und seine Erhebung denen „auf Tercera wissen ließ, waren sie dessen wohl „zufrieden; und ob sie gleich durch ihre Abgeord„neten des Antonii Niederlage bey Alcantara und „Flucht erfuhren, blieben sie doch in der Treue „gegen ihren angebornen König beständig, zumal „da Cyprian von Figueredo, ein standhafter „Diener von dem unglückseligen Antonio, sie bey „diesen Gedanken erhielt, und Petrus Valdes „mit seinen Spaniern in einer Landung unglücklich „war *).“ —

*) Seite 4. 5. des zweyten Bandes.

Herr Gebauer ist hier, wider seine Gewohnheit, sehr concis, und führet auch, welches er sehr selten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Währmann an. Er würde aber ohne Zweifel die Fr. von Sainctonge hier angeführt haben, wenn er sie gekannt hätte. Wenigstens würde er ihr in dem Vornamen des Figueredo gefolget seyn, welches eben der obgedachte Bruder ihres Großvaters war. Denn diese Kleinigkeit hat sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, richtiger wissen müssen, als alle andere Scribenten. Sie nennet ihn Scipio Vasconcellos de Figueredo; und nicht Cyprian. Er war, sagt sie *), Gouverneur auf Tercera, und hatte sich für den Antonio erklärt, ohne im geringsten auf die Vorschläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von Eboly, Ruy Gome, thun ließ, hören zu wollen. Philipp II. brauchte also gegen ihn Ernst, und bemächtigte sich fürs erste aller Güter, die er in Portugal hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem Petrus Valdes wider

*) S. 60. und 3.

ihn auftrug, war nicht die einzige, welche Figueredo durch seinen standhaften Muth fruchtlos machte. Valdes, oder wie ihn die Frau von Sainctonge ohne Zweifel nicht so richtig nennet, Balde, war ein von sich selbst so eingenommener Mann, daß er glaubte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Er konnte sich nicht einbilden, daß man einen Augenblick gegen ihn bestehen könne, und behauptete doch, als es zur That kam, die Ehre seiner Nation sehr schlecht. Er ward gänzlich geschlagen, und kam, mit Schande und Verwirrung überhäuft, nach Portugall zurück. Philippus ließ ihn noch dazu in Verhaft nehmen, weil er ihm zur Last legte, daß er sich ohne seinen Befehl ins Treffen eingelassen habe; und Valdes bedurfte der kräftigsten Vorsprache aller seiner Freunde, um der ihm drohenden Gefahr zu entkommen. — Das Jahr darauf wurde ein zweyter Versuch auf Tercera unternommen, welcher noch unglücklicher ablief. Herr Gebauer scheinet von diesem gar nichts zu wissen; die Frau von Sainctonge aber erzählet Folgendes davon:

Der Gouverneur (Figueredo) habe so wenig Soldaten übrig gehabt, daß ein minder unerschrockener Mann als er, eher an eine vortheilhafte Capitulation, als an die Vertheidigung würde gedacht haben. Seinen Muth aber habe nichts erschüttern können; und er sey auf eine List gefallen, die von sehr guter Wirkung gewesen. Er habe nehmlich eine große Anzahl Ochsen aus dem Gebirge kommen, und sie an dem Tage der Schlacht, mit brennenden Lunten auf ihren Hörnern, mitten unter dem kleinen Haufen seiner Truppen forttreiben lassen. Die Spanier, die einen sehr schwachen Feind vor sich zu finden geglaubt hätten, wären durch den Schein betrogen worden; sie hätten mit einer überlegenen Macht zu thun zu haben vermeynt, und daher mit so weniger Ordnung gestritten, daß auch eine gemeine Tapferkeit zureichend gewesen seyn würde, sie zu überwinden. Das Metzeln sey erschrecklich gewesen; von allen spanischen Soldaten wären nur zwey entkommen, die sich in ein paar hohle Weiden verkrochen gehabt. Diese zwey hätten loosen müssen, und

der, den das glückliche Loos getroffen, habe die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage nach Portugal überbringen müssen. (S. 75. 76.)

So glücklich nun aber Figueredo in Tercera zwar, so hielt es doch Antonio für noch vortheilhafter, wenn er einen so tapfern Mann beständig um sich haben könnte. Er ließ ihn folglich nach Frankreich überkommen, und vertraute Tercera dem Emanuel von Sylva an. Die Frau von Sainctonge beklagt sich, daß verschiedene Geschichtschreiber aus dieser Veränderung geschlossen hätten, Antonio müsse mit dem Scipio nicht zufrieden gewesen seyn; und führet dagegen eine Stelle aus einem Briefe des Antonio an den Papst Gregorius XIII. an, worin er seiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Nach den Erzählungen des Herrn Gebauer muß man glauben, daß sich Antonio, nachdem er sein Portugal verlassen müssen, beständig in Frankreich aufgehalten habe. Der Fr. von Sainctonge zu Folge aber, hat er sich weit öfter und länger in England aufgehalten.

Seine erste Reise dahin that er sogleich nach seiner glücklichen Entkommung aus dem Reiche von Calais aus, wohin ihn das Enkhuysische Schiff gebracht hatte. Sie fällt in das Jahr 1581, und ich finde, daß Camden in seinem Leben der Königin Elisabeth, wie auch, aus ihm, Rapin, ihrer unter diesem Jahre gedenken. Zu seiner zweyten Reise nach England brachten ihn die Nachstellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien, während der Unruhen der Ligue, in Frankreich ausgesetzt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geschehen seyn, und die Frau von Sainctonge erzählet uns einen merkwürdigen Umstand davon, den sie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben versichert.

„Die Königin Elisabeth, sagt sie, lud ihn „auf das inständigste ein, zu ihr nach England zu „kommen. Er that es also, und ward auf eine „sehr galante Weise daselbst empfangen. Die Kö„nigin hatte eine große Anzahl von den Edellen„ten ihres Hofes sich in Schäfer verkleiden lassen, „und schickte sie ihm, bis auf die Höhe von Sa-

„lisbury, entgegen, mit dem Vermelden, daß er „sich von der großen Schäferin des Landes allen „möglichen Beystand zu versprechen habe. In „allen Städten, wo er durch mußte, hielt man „ihm den prächtigsten Einzug, so daß man ihn „eher für einen Sieger, als für einen seiner Län- „der beraubten König hätte ansehen sollen.“ —

Dieser sein zweyter Aufenthalt in England dauerte bis in das Jahr 1090. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrichs III. eine andere Gestalt gewonnen, und Don Antonio glaubte sich nunmehr von Heinrich dem Vierten einen nachdrücklichen Beystand versprechen zu dürfen. Heinrich war damals zu Dieppe, und Don Antonio kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte sich selbst auf seinem Throne noch nicht befestiget genug, daß er sich mit fremden Händeln abgeben könnte. Don Antonio kehrte also zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Versprechungen auf eine bequemere Zukunft, wieder nach England, wo er bis ins Jahr 1594 blieb, da ihm Heinrich IV. durch

seinen Gesandten, den Herrn Beauvais la Nocle versichern ließ, daß er, wenn er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr sehr willkommen seyn werde. Er ging also nach Calais über, und von da zu dem Könige nach Chartres. Heinrich bezeigte sich ungemein willig, ihm zu dienen; ließ ihm auch durch den Marschall de Matignon sagen, daß, wenn er bey seiner (Heinrichs) Krönung mit gegenwärtig seyn wollte, man ihm nicht allein den Vortritt dabey lassen, sondern ihn auch mit allem, was er zu dieser Ceremonie brauchen würde, versehen wollte. Don Antonio ließ sich aber mit seinem kurzen Athem entschuldigen, der ihm keinen Augenblick Ruhe gönne, und ging nach Paris, wohin ihm auch der König bald darauf folgte. Hier lag Antonio dem König sehr an, ihm mit einer Summe von 26000 Thalern beyzuspringen; weil aber Heinrich sein baares Geld gegenwärtig selbst brauchte, so erlaubte er ihm, auf seinen Namen Geld zu borgen, und versprach, es das folgende Jahr wieder zu geben. Clermont d'Amboise war be-

reits ernannt, die Truppen zu commandiren, die der König dem Antonio geben wollte. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen, und der unglückliche Antonio starb. — Alles dieses erzählet die Frau von Sainctonge, und es kann zu einer guten Ergänzung des Herrn Gebauer dienen, bey dem man, wie gesagt, auch nicht die geringste Spur findet, daß sich Antonio in England aufgehalten habe. — Was meynen Sie aber, ob es wohl Heinrichen IV. jemals ein wahrer Ernst gewesen ist, dem Antonio zu helfen, oder ob auch Er eitel genug war, ihn bloß deswegen aus England kommen zu lassen, um seine Krönung durch die Gegenwart einer solchen Person glänzender zu machen?

Das Besonderste, was ich sonst bey der Frau von Sainctonge finde, sind verschiedene Anekdoten, die Nachkommen des Don Antonio betreffend. Vornehmlich erzählt sie ein Liebesabentheuer, welches Don Ludewig, des Antoino Enkel, in Italien gehabt, sehr weitläuftig. Die Dame aber, mit welcher er es

gehabt, weil er sie endlich geheirathet, kann keine andere seyn, als die Prinzessin von Monteleone, mit der er sich, zu Folge der Histoire genealogique de la Maison Royale de France, verbunden hat: wobey es mich aber wundert, daß sie die Frau von Sainctonge schlechtweg une Dame Italienne nennet, und von ihrem Stande sehr kleine Begriffe erweckt. Damals muß sich Don Ludwig auch dem spanischen Gehorsam noch nicht unterworfen gehabt haben; denn der Vicekönig von Neapel war sehr erfreut, seiner habhaft zu werden. Er muß seine Ansprüche erst spät, mit seinem Vater dem Don Emanuel, aufgegeben haben, von welchem letztern die Frau von Sainctonge auch meldet, daß er ein Capuciner gewesen, ehe er diesen schimpflichen Schritt gethan habe.

Drey und sechzigster Brief.

Freuen Sie Sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.

Hier haben Sie fürs erste sein Trauerspiel Lady Johanna Gray! Ein Trauerspiel, das er in allem Ernste für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführt worden; in der Schweiz nehmlich, und, wie man sagt, mit großem Beyfalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können.

„Die Tragödie, sagt er, ist dem edeln Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorzustellen, — sie in Handlungen nach dem Leben zu malen, und den Menschen Bewunderung und Liebe für sie abzunöthigen."

Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung seines Stücks machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter, wie Herr **Wieland**, darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter;

der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen: in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Lassen Sie es gut seyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er wird sich, mit dem Homer, weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden *), μητε τι φαυλον ἀρετη προσειναι, μητε κακιᾳ χρηϛον; er wird finden, daß ἐν τοις πραγμασι, και τῳ βιῳ των πολλων, der Ausspruch seines Euripides wahr sey:

> Ουκ ἀν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα,
> Αλλ᾽ ἐϛι τις συγκρασις.

Und alsdannn, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird

*) Plutarch.

erkannt, wird studiert haben, alsdann geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis itzt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendste Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Kritik über den Plan seiner Johanna Gray einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der Bibliothek es bereits gethan haben *); und es so gethan haben, daß die Kritik selbst damit zufrieden seyn muß. Ich unterschreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, daß sie dem Stücke in Ansehung des Sylbenmaßes, des Styls, des Vortrags ertheilet haben. Alles was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, bestehet in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn Wieland in ihr Licht setzen sollen.

Die

*) Bibliothek der schönen Wissenschaften. Vierten Bandes zweytes Stück. S. 785.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard IV. starb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgerufen. Sie besaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tower gesetzt, wo sie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt; erster Aufzug. Johanna wird Königin: zweyter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna ist gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bey dem Herrn Wieland so geschwind hinter einander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einziges mal, zwischen dem vierten und fünften Aufzuge nehmlich, Zeit zu schlafen bekömmt.

Doch lassen Sie mich nicht wie ein Gottschedianer kritisiren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte; und er kann die Begeben-

heiten so nahe zusammen rücken, als er will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen, ob Herr Wieland diese Herrschaft in mehrern und wesentlichern Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand Griechisch, und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vortheil ziehet.

— — Nimmer werden uns
Bey Platons göttlichen Gesprächen.
Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leser macht sich in allem Ernste Hoffnung, sie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber seine Hoffnung schlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nur prahlen wollen. Sie ist ohnedies eine Erzpedantin, der manchmal weiter

nichts fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite citire. Man höre nur!

— Was Gut, was Schön, was Edel ist,
Was erst den Menschen, dann den König bildet,
Des ersten Edwards väterlicher Sinn
Zu seinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geist des Salomons der Britten,
Das ganze Chor der Schwester-Tugenden,
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weyhten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn,
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold;
Er bat um Weisheit, und er ward erhört.
Umsonst erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wollust ihre schnöde Süßigkeiten.
Wie Herkules, verschmäht' er sie, und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitschüler! Von allen ist etwas darin: vaterländische Historie, Bibel und Mythologie;

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungestüme Zusetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, sey bewogen worden, die Krone anzunehmen.

Auch der Dichter adoptirt diesen häßlichen Umstand, der uns von dem Guilford eine sehr nichtswürdige Seite zeigt. Wenn Guilford seine Gemahlin bittet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Diese schimfliche Eigennützigkeit reimet sich zu dem edlen Charakter, den Herr Wieland dem Guilford sonst gegeben hat, im geringsten nicht.

Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigste Bösewicht gestorben sey, und noch auf dem Blutgerüste seinen Glauben verläugnet habe. Herr Wieland will dieses nicht umsonst gelesen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuschauer an dem Schicksale seiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geschwächt wird. Denn nunmehr, wie die Verfasser der Bibliothek mit Recht sagen, ist Johanna mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unschuld, die sich mehr über die Ihrigen, als über ihre Feinde, zu beklagen hat.

Und so könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umstand anführen, den Herr Wieland geradezu aus der Geschichte genommen hat, und der, so wahr er immer ist, dem Interesse seines Stückes schnurstracks zuwider läuft. Ich meynte, nur der Verfasser der Parisischen Bluthochzeit stehe in dem schülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragische Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfe, als was mit den Einheiten nicht bestehen wolle, übrigens aber genau bey den Charakteren, wie sie die Geschichte von seinen Helden entwirft, bleiben müsse.

Aber wozu alle diese Anmerkungen? Das Trauerspiel des Herrn Wieland muß dem ungeachtet ein vortreffliches Stück seyn; und davon überzeugt mich ein ganz besonderer Umstand. Dieser nehmlich: ich finde, daß die deutsche Johanna Gray in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden ist, und da einen englischen Dichter gereitzt hat, sie zu plündern; sie recht augenscheinlich zu plündern. Die englischen Highwaymen aber berauben, wie bekannt, nur

lauter reiche Beutel, und machen sie auch selten ganz leer; Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutschen geplündert haben? Gottsched triumphiret über diese vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Calumnie, und Gottsched hatte zu zeitig triumphirt. Hier will ich ihm also mit einem bessern gegründetern Beyspiele an die Hand gehen, wie gern sich die englische Biene auf unsern blumenreichen deutschen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein englischer Plagiarius nicht seyn; denn er hat sich darauf v rstanden, was gut ist. Z. E. die vortreffliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter sagt:

— Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrichs Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? — Was müßte meine Mutter seyn,
Eh mir der Thron gebührte?

und ihre Mutter antwortet:

— Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter,
Als auf den Ruhm, die glänzendste Monarchin
Der ganzen Welt zu seyn!

Diese vortreffliche Stelle, sage ich, die so hervorsticht, daß alle Recensenten des Wielandischen Stücks sie ausgezogen haben, hat sich der Engländer sein eigen gemacht. Er übersetzt sie so:

Ev'n you my gracious Mother, what must you be
Ere I can be a Queen?

Duchess of Suffolk.

That, and that only:
Thy Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud additions Pow'r can give.

Nicht schlimm übersetzt! Gewiß, man sieht, der Engländer muß ein Mann seyn, der etwas eben so Schönes auch wohl aus seinem eigenen Kopfe hätte sagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herrn Wieland, in der Wahl der edelsten und stärksten Ausdrücke, fast erreicht hat.

Wieland.

— — — — — — — — — Ach, Kerkerbande
Und Schwert und Flammen sind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächeren Geschlechts

Der Kinder nicht! Der Säugling selber wird
Des Speers geweihtes Eisen färben! —

Der Engländer.

— — — Persecution,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her tortures;
See where she comes in *Mary's* priestly train!
Still wo't thou doubt, till thou behold her stalk,
Red with the blood of Martyrs, and wide wasting
O'er *Englands* bosom? All the mourning year
Our towns shall glow with unextinguish'd fires;
Our Youth on racks shall stretch their crackling bones,
Our Babes shall sprawl on consecrated spears &c.

Wieland.

Heil dir, Prinzessin! Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du schönste Blume
Von Yorks und Lancasters vereintem Stamme:
Durch deren Eifer, unter derem Schutze
Die göttliche Religion der Christen
Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken
Gereinigt, siegreich über alle Länder
Erheben soll, durch deren klugen Scepter

Gesetz und Freyheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne diese segensvolle Insel
Zur Königin der Erde krönen sollen!
Mein Knie beugt sich zuerst, dir ehrfurchtsvoll
Den Bund der unverletzten Treu zu weyhen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der Engländer.

Hail, facred Princefs! fprung from ancient
Kings,
Our *England's* deareft Hope, undoubted Off-
spring
Of *York* cnd *Lancafter's* united Line;
By whofe bright zeal, by whofe victorious faith
Guarded and fenc'd around, our pure Religion,
That Lamp of Truth which fhines upon our
Altars,
Shall lift its golden Head and flourifh long;
Beneath whofe awful Rule, and righteous fceptre,
The plenteous Years fhall roll in long fucceffion;
Law fhall prevail and ancien Right take place,
Fair Liberty fhall lift her chearful head,
Fearlefs of Tyranny and proud oppreffion;
No fad Complaining in our ftreets fhall cry,
Bur Juftice fhall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* &c.

Wieland.

Verwünscht sey mein fataler Rath! Verwünscht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'dbe my fatal Counsels, curs'd my Tongue
That pleaded for thy ruin, and persuaded
Thy guiltless feet to tread the paths of Greatness!
My Child! I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl; und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutschen Dichter unter den Engländern sind.

Vier und sechzigster Brief.

So? Vermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland soll ausgeschrieben haben, eine kleine Bosheit stecke? Sie meynen doch wohl nicht, daß ich, ein zweyter Lawder, die englischen Verse selbst gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer existirt, und heißt — Nicholas Rowe. Was kann Herr Wieland

dafür, daß Nicholas Rowe schon vor vierzig und mehr Jahren gestorben ist?

Aber Scherz bey Seite! Es sey fern von mir, dem Herrn **Wieland** ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bey seinem Stücke einen der größten englischen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabey, als das todte Stillschweigen, welches er wegen dieser seiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch bloße einzelne Stellen zu danken hätte! Allein so hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringste Uebertreibung behaupten, daß fast keine einzige Situation sein eigen ist. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der englischen Johanna Gray mit wenigem vorzuzeichnen.

Edward lebt noch; und Johanna Gray ist mit ihrem Guilford noch nicht vermählet. Von diesem Punkte gehet Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk, nebst einem gewissen Johann Gates, eröffnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in

den letzten Zügen liegt, und daß der Herzog von Northumberland bereits seine Maßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpstischen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna ist dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von Suffolk gehet ab, ihre Ankunft bey Hofe zu beschleunigen: so wie kurz zuvor Gates abgehet, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitschaft zu halten. Northumberland verräth in einem Monologe weitaussehende Anschläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna, noch vor Edwards Absterben, mit seinem Sohne dem Guilford vermählt werde. Der Graf von Pembrok kömmt dazu: ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleyen zu gewinnnen sucht. Pembrok stutzt darüber um so viel mehr, da er der erklärte Nebenbuhler seines Sohnes ist. Doch der alte Herzog versichert ihm, daß diese Sache zu klein sey, als daß sie seiner Achtung gegen ihn das geringste benehmen könnte, sie möge auch einen Ausgang haben, was für einen sie

wolle. Er geht ab, und sagt, daß er des Pembroks im geheimen Rathe warte. Pembrok bleibt allein und spottet des alten Bischofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falschen Mann abzumalen, ohne Zweifel aus bloßem Hasse gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan sey. Er hält den Vater für eben so aufrichtig und edelgesinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundschaft unterhält. Guilford kömmt, und ihre Freundschaft ist ihr Gespräch. Guilford zittert, daß diese einen so gefährlichen Feind an ihrer beyderseitigen, auf eben denselben Gegenstand abzielenden Liebe haben müsse! Pembrok kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen, und bedingt sich von seinem Freunde nur noch dieses, daß sie in ihrer gemeinschaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringste Hinterlist zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück, und empfängt die Johanna, die nunmehr bey

Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Gespräch, in welchem sich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeiget. — Aus diesem Aufzuge hat Herr **Wieland** nichts entlehnen können, indem er mit der Geschichte soweit nicht zurückgegangen ist. Die Person des **Pembroks** aber hat er aus seinem Stücke ganz und gar auszuschließen für gut befunden: als eine Person, ohne Zweifel, die in der Geschichte eine ganz andere Rolle spielet. Den Grafen **Wilhelm Herbert von Pembrok** kann Rowe schwerlich darunter verstehen; er muß vielmehr den Sohn dieses Grafen meynen, welcher nachher mit der jüngern Schwester der Johanna vermählt ward.

Den zweyten Aufzug eröffnen abermals **Northumberland** und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford ist in der äußersten Entzückung über sein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette

des sterbenden Königs weine. Indem tritt sie herein, und verkündiget den Tod desselben. — Die letzte Rede des Königs ist bey dem Herrn Wieland folgende:

O Gott, ——— ———
——— ——— nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O meine Seele
Lechzt lange schon, dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weissest es, wie gut mirs wäre,
Bey dir zu seyn! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das große Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Gränzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, sondern deiner
Gescheh! rc. —

In dieser Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken; sie ist ganz sein! Rowe legte dem sterbenden Könige pathetischere Worte in den Mund:

———— Merciful, great Defender!
Preserve thy holy Altars undefil'd,
Protect this Land from bloody Men and Idols,

Save my poor People from the yoke of *Rome*,
And raké thy painful servant to thy mercy!

Northumberland und Suffolk beschließen den Tod des Königs geheim zu halten, trösten die Johanna, und lassen sie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entschluß, wegen ihrer schleunigen Verbindung, beybringen soll. Guilford thut es auf die zärtlichste und selbst ihrer Traurigkeit schmeichelhafteste Art. Eine sonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von seinem Freunde überrascht. Pembrok sieht ihn verwirrt, und will die Ursache seiner Verwirrung wissen. Guilford sucht ihn allmählig darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimnisse heraus, daß ihm sein gutes Glück bey ihrer Geliebten den Vorzug verschafft habe. Pembrok geräth in Wuth, beschuldiget ihn eines verrätherischen Verfahrens, daß er, wider ihre Abrede, auf eine unedle Art seine Hoffnung untergraben habe, und geht in völliger Raserey ab.

Die Scene war bisher bey Hofe gewesen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten

Auf-

Aufzuges, verlegt sie der Dichter in den Tower. Gardiner, der daselbst in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet sich mit dem Pembrok. Der Bischof hat erfahren, daß die Vermählung zwischen der Johanna und dem Guilford wirklich vor sich gegangen, und zieht den Pembrok dadurch völlig auf seine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führet seine Johanna herein, weil der geheime Rath sich in dem Tower versammeln will. Er bereitet sie auf die große Nachricht vor, die sie nun bald erfahren soll. Kurz darauf erscheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland, nebst andern Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt seinen Anfang, mit welchem Herr Wieland seinen ganzen zweyten Aufzug anfüllet. Hier ist es, wo er dem Engländer das meiste abgeborgt hat.

Die erste Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pembrok und Gardiner. Sie versprechen sich beide, daß das Unternehmen des Northumberlands einen blutigen Aus-

gang haben werde. Indem erscheint die Wache, und führet den Bischof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembrok soll abgeführt werden; aber Guilford kömmt dazu, schickt die Wache ab, und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, giebt ihm seinen Degen wieder, und dringt in ihn, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmte Pembrok ist über dieses Verfahren betroffen, und will der Großmuth seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eignen Vaters zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeiget, welchen er auf keine andere Weise, als durch die anscheinende Gefangennehmung, zu vereiteln gewußt habe. Nun kömmt Pembrok auf einmal wider zu sich, und es erfolgt die rührendste Aussöhnung, bey der man sich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembrok fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der Phädon des Plato) herein tritt. Die

Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhiget sich mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Scene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwatzt haben sollte. Guilford erfährt von ihr, daß sie der geheime Rath verlassen und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kömmt dazu; sie jammert; Guilford tobt, und Johanna bleibt ruhig. Indem erscheinen der Graf Sussex und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drey, im Namen der Königin Maria, gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geschäftigen Bischof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilet. Zu ihm kömmt Pembrok. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundschaft hat ihn nicht müßig gelassen; er hat bey der Königin für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das ist im geringsten nicht nach des Bi-

schofs Sinne. Er eilet also zur Maria, ihr diese unzeitige Gnade auszureden; und Pembrok begiebt sich zu seinem Guilford. Itzt wird die hinterste Scene aufgezogen, und man sieht die Johanna auf ihren Knieen liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten sich mit Todesbetrachtungen, als Pembrok kömmt und ihnen seine fröhliche Botschaft bringet. Nur einen Augenblick glänzet ihnen dieser Strahl der Hoffnung. Gardiner erscheint, und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß sie beyde zur römischen Kirche zurückkehren sollen. Diese Bedingung wird abgeschlagen; sogleich wird Guilford zum Tode geführt Die Scene eröffnet sich noch weiter; man erblickt das Blutgerüste. Johanna besteiget es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphiret; Pembrok verwünscht den Geist der Verfolgung; und das Stück schließt.

Nunmehr sagen Sie mir, was Herr Wieland mit diesem großen Plane anders gemacht

hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Episode des Pembrok herausgerissen, und die letzten drey Aufzüge in fünf ausgedehnet, durch welche Ausdehnung, besonders des fünften Aufzuges in seine beyden letzten, die Handlung ungemein schläfrig geworden ist. Herr Wieland läßt den Guilford an einem Orte zur Johanna sagen:

Und selbst, o Scheusal, deine Räthe selbst,
Die kaum mit aufgehabnen Händen schwuren,
Dir, dem Gesetz und unserm heil'gen Glauben
Getreu zu bleiben, alle sind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrok, ach! mein Freund,
Mein Pembrok selbst, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab.

Man weiß gar nicht, was das für ein Pembrok hier ist, und wie Guilford auf einmal eines Freundes namentlich gedenket, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkömmt? Aber nun werden Sie dieses Räthsel auflösen können. Es ist eben der Pembrok des Rowe,

dem der deutsche Dichter in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Possen thut, sich, gleichsam wider seinen Willen einmal einzuschleichen.

Sieben und siebenzigster Brief.

Ecce iterum Crispinus!

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Hrn. Dusch geflossen ist.

— — — Et est mihi saepe vocandus
Ad partes.

Und wie oft werde ich dieses abermals, abermals brauchen müssen! Herr Dusch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, so lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schooßhunde und Gedichte; Liebestempel und Verläumdungen; bald nordische und bald allgemeine Magazine; bald satirische, bald hämische Schriften; bald verliebte, bald freymüthige, bald moralische Briefe; bald Schilderungen,

bald Uebesetzungen; und Uebersetzungen bald aus dem Englischen, bald aus dem Lateinischen.

— — Mōnstrum nulla virtute redemptum!

O der Polygraph! Bey ihm ist alle Kritik umsonst. Ja man sollte sich fast ein Gewissen machen, ihn zu kritisiren; denn die kleinste Kritik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und so macht sich ja der Kritikus seiner Sünden theilhaft. — Zwar von diesen seinen Streitbüchern, sage ich Ihnen diesesmal nichts. Sie sind noch schlechter als seine Uebersetzungen; und das Beste muß ich Ihnen doch zuerst bekannt machen.

Eine Duschische Uebersetzung also abermals! Und der Abwechselung wegen, nicht so wohl aus dem Englischen, als aus dem Lateinischen! Eine Zwitterübersetzung aus beyden; wenn man sie recht benennen soll. — Lesen Sie den Titel davon am Rande *). —

*) Virgilii Maronis Georgicorum libri IV. Mit kritischen und ökonomischen Erklärungen Hrn.

„Aber wo steht denn da etwas von Herrn Dusch? Sie werden Sich irren!" — Nicht doch; ich irre mich nicht. Das Buch ist ja so dick; und scheinet mit einer so liebenswürdigen Geschwindigkeit translatiret zu seyn! Wer kann aber dickere Bücher geschwinder translatiren, als Herr Dusch?

Doch wenn Ihnen allenfalls dieser Beweis, weil er in Deutschland geführet wird, nicht bündig genug scheinet; — hier ist ein anderer!

„Der Jugend besser fortzuhelfen," sagt Herr Dusch in der Vorrede, „und in eben der „Absicht, worin Herr Martin seinem lateini„schen Texte eine engländische Uebersetzung bey„gesetzt hat, habe ich eine eigene deutsche „Uebersetzung unternommen." —

D. Johann Martins, Lehrers der Botanik zu Cambrigde und anderer der berühmtesten Ausleger. Nebst einer deutschen Uebersetzung und Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen, um die Jugend zu einer frühen Erlernung der Haushaltungskunst zu ermuntern. Hamburg und Leipzig, 1759, gr. 8. 2 Alph. 6 Bogen.

Aus dieser eigenen deutschen Uebersetzung nun, führe ich meinen andern bündigern Beweis. Er lautet so: — Sie erinnern Sich doch, daß ich in einem meiner vorigen Briefe*) eine Stelle aus den Schilderungen des Hrn. Dusch getadelt habe, welche eine Beschreibung der herbstlichen Nachtgleiche seyn sollte?

„Itzo wieget die Wage, Tag und Nacht in „gleichen Schalen, und der Stand der Sonne „theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß.“

Sie erinnern Sich doch, daß diese Beschreibung nach zwey Zeilen des Virgils sollte gemacht seyn, die Herr Dusch nicht verstanden hatte?

Libra die somnique pares ubi fecerit horas,
Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.

Nun sind diese Zeilen aus dem ersten Buche Georgicorum; und ich weiß selbst nicht, aus welcher heimlichen Ahndung ich nach der Uebersetzung derselben zu allererst sahe. Und was meynen Sie, daß ich da fand? Ich fand:

*) S. oben Seite 126.

„Wenn die Wage die Tage und die Stunden „des Schlafs gleich gemacht, und den Erdkreis „in Licht und Finsterniß getheilt hat.“

O Herr Dusch! rief ich aus. Willkommen Herr Dusch! — Urtheilen Sie selbst, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß zwey verschiedene Scribenten eben denselben lächerlichen Fehler sollten gemacht haben. Gewiß nicht! Der Verfasser der Schilderungen und unser Uebersetzer müssen eins seyn; und müssen eins seyn in Hrn Dusch!

Aber wenn es Herr Dusch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, warum sollte Herr Dusch eben denselben Fehler mit Vorsatz noch einmal wiederholt haben? — Ich antworte: weil er ihn für keinen Fehler hielt. Genug, daß er sich meine Erinnerung da stillschweigend zu Nutze machte, wo es noch möglich war. In der Parallelstelle nehmlich, die ich damals anführte:

Jam rapidus torrens ſitientes Sirius Indos
Ardebat coelo & *medium* ſol igneus *orbem*
Hauſerat,

hat er das medium orbem richtig übersetzt; ob es gleich auch hier Ruäus falsch verstehet, in-

dem er medium orbem hauserat durch siccaverat medium orbem giebt, aus welchem siccaverat es unwidersprechlich erhellet, daß er unter orbem den Erdkreis verstanden hat. Ich will zwar nicht verhehlen, daß Herrn Dusch hier sein **Martin** eben so wohl kann zurechte gewiesen haben, als ich. Denn **Martin** merket bey dieser Stelle sehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede sey, weil **Virgil** sagt: die Sonne habe die Mitte oder die Hälfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr **Dusch** bey der Uebersetzung seinen **Martin** würde vergessen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte. — Sie sollen gleich meiner Meynung seyn. —

Denn was giebt mir Herr **Dusch**, wenn ich ihm in eben denselben Worten:

„Wenn die Wage die Tage und die Stun-
„den des Schlafes gleich gemachet, und den Erd-
„kreis in Licht und Finsterniß getheilet hat,"

noch einen recht häßlichen, abscheulichen Fehler zeige? — Im Lateinischen heißt die erste Zeile:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas &c.

Man findet sie aber auch so:

Libra dies somnique pares &c.

Und was ist hier dies und dort die? Beydes, wie Sie wissen, ist der alte Genitivus für diei. Aber wußte das Herr Dusch? Hat er nicht offenbar dies für den Accusativus in der mehrern Zahl genommen, da er übersetzt:

„Wenn die Wage die Tage und die Stun-
„den des Schlafes gleich macht?"

Die Wage macht die Tage gleich? ꝛc. — Welcher Unsinn! Wenn ist denn bey Herrn Dusch in Einem Herbste ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil sagt: Wenn die Wage die Stunden des Tages und des Schlafes gleich gemacht ꝛc. Ist denn das nicht ganz etwas anders? — Dieser Fehler des Herrn Dusch ist also unwidersprechlich. Und ich setze dazu: unverzeihlich; denn wenn er sich der Anmerkung seines Martin noch erinnert hätte, wenn er sich Zeit genommen hätte, sie wieder nachzulesen: so hätte er ihn unmöglich begehen können.

„Bey den alten Römern, sagt Martin, en-„digte sich der Genitiv der fünften Declination in „es: also war Dies eben das, was wir itzt Diei „schreiben. Oft wurde es Die geschrieben, wel-„ches an dieser Stelle alle Herausgeber anneh-„men. Ich aber habe, auf Glauben des Aulus „Gellius, Dies dafür gesetzt. Er sagt nehmlich: „diejenigen, die Virgils eigenes Manuscript ge-„sehen, hätten versichert, daß es Dies geschrieben „wäre. Q. Ennius in ſexto decimo annali *dies* „ſcripſit pro *diei* in hoc verſu:

Poſtrema longinqua dies confecerit aetas.

„Ciceronem quoque affirmat Caeſellius in ora-„tione, quam pro P. Seſtio fecit, *dies* ſcripſiſſe „pro *diei*; quod ego impensa opera conquiſitis „veteribus libris plusculis ita, ut Caeſellius ait, „ſcriptum inveni. Verba ſunt haec Marci Tullii: „*Equites vero daturos illius dies poenas.* Quocirca „factum hercle eſt, ut facile iis credam, qui ſcrip-„ſerunt idiographum librum Virgilii ſe inſpexiſſe, „in quo ita ſcriptum eſt:

Libra dies ſomnique pares ubi fecerit horas;

„id eſt: *Libra diei ſomnique.* — Denken Sie doch nur! Diese lange Anmerkung schreibt Hr.

Dusch auf dem Bogen E. von Wort zu Wort hin; und auf dem Bogen Rr hat er sie schon wieder vergessen. Was soll man von ihm sagen? Ist es nicht offenbar, daß er ohne zu denken schreibt? daß er weder bey der Anmerkung, noch bey der Uebersetzung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein Voriges zu kommen: So gut er hier seinen Martin vergessen hatte; eben so gut hätte er ihn ja auch bey dem hauserat medium orbem vergessen können, wenn er nicht, bey meinem Ausdrucke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte.

Als Herr O. unsere Briefe herauszugeben anfing, sagte er davon:

„Ich theile sie dem Publico mit, weil ich „glaube, daß sie manchem, sowohl von dem schrei„benden, als lesenden Theile der so genannten Ge„lehrten, nutzlich seyn können*).—

Sie glauben nicht, wie sehr des Hrn. Dusch anderes Ich, oder sein kritischer Freund, sich

*) S. die Einleitung, die in den Litteraturbriefen mit O. unterzeichnet ist.

über diese gute Meinung unseres ehrlichen O. formalisiret hat. Und hier ist doch gleich ein Exempel an seinem eignen Freunde, daß unsere Briefe wirklich einem so genannten Gelehrten von dem schreibenden Theile nützlich gewesen sind, und noch nützlicher hätten seyn können, wenn es sein Autorstolz nicht verhindert hätte!

Unterdessen muß bey Fehlern von dieser Art noch etwas mehr als die bloße Nachlässigkeit des Herrn Dusch Schuld haben. Dieser Schilderer der Natur, dieser phantasiereiche Dichter, muß sich von dem Weltgebäude nicht die geringste Vorstellung, nicht das allerkleinste Bild, weder nach den alten, noch nach den neuern Hypothesen, zu machen wissen. Hier ist ein neues recht lustiges Exempel. Virgil redet (lib. I. v. 242. 43.) von den beyden Polen, und sagt:

Hic vertex semper nobis sublimis; at illum
Sub pedibus Styx atra videt, manesque profundi.

Der eine Pol, sagt er, ist uns sublimis; der andere ist uns sub pedibus: und diesen, der uns sub pedibus ist, den sehen Styx atra, manesque profundi. Was kann deutlicher seyn? Und

doch war es Herrn Dusch nicht deutlich genug; denn er übersetzt:

„Ein Pol ist uns allezeit erhaben, den andern „aber sehen der Styx und die Manes, unter „ihren Füßen.“ —

Die Manes unter ihren Füßen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Dusch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt sich immer noch eher etwas sehen, als unter den Füßen. — Der Uebersetzer hat sich ohne Zweifel abermals durch die Interpretation des Ruäus verführen lassen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt, Manesque profundi;

in seiner Prose so versetzt und erläutert: sed illum Styx nigra, & umbræ infernæ vident sub pedibus. Nur daß man es dem Ruäus nicht so unwidersprechlich beweisen kann, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Dusch!

Wie finden Sie diese Proben? Was glauben Sie auf die ganze Uebersetzung daraus schließen

zu

zu können? „Das sie elend ist!" — Uebereilen Sie Sich nicht. Herr Dusch hat es für eine Bosheit erklärt, aus zwey oder drey Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nachdem die Fehler sind, mein Herr Dusch! — Aber diese Ausflucht soll ihm inskünftige nicht mehr zu Statten kommen. Und Sie müssen Sich gefallen lassen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfalls den Brief hier weg, wenn Sie Sich Ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text ge„bunden, sagt Herr Dusch, um jungen Leuten die „Mühe zu erleichtern, als ich ohne diese Absicht „würde gethan haben. —

Gut! Aber mußte sich diese Sklaverey gegen den Text auch so weit erstrecken, daß die Worte der deutschen Uebersetzung dem Schüler kaum so viel helfen, als ob er sie nach und nach aus dem Wörterbuche zusammen gestoppelt und so hingeschrieben hätte? Daß er nunmehr für:

— — — tenuisque Lageos

Tentatura pedes olim, vincturaque linguam

weiter nichts zu lesen bekömmt, als: den leichten Lageos, der einst deine Füße versuchen,

und deine Zunge binden wird? Mußte sie gar so weit gehen, daß Herr Dusch im Deutschen lieber zu einem ganz andern Verstande Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos & miti dilue Baccho**

übersetzt Herr Dusch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermischten Honigseim. Miti Baccho, mit reifem Weine? Es ist wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil sagt:

Heu male tum *mites* defendit pampinus *uvas.*

Wenn wir aber im Deutschen reif zu Weine setzen, so bedeutet Wein uvas, nicht aber vinum. Gleichwohl will Virgil nicht sagen, daß man der Ceres Honigseim mit Milch und reifen Trauben, sondern mit Milch und lieblichem Weine vermischt, opfern solle. — Mit dem nehmlichen Worte reif, begehet Herr Dusch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil sagt:

— — — annua magnae
Sacra refer Cereri, laetis operatus in herbis:

Extremæ sub casum hiemis, jam vere sereno.
Tunc agni pingues, & tunc *mollissima vina*.***

Und Herr D. übersetzt: Feyre der großen Ceres ihr jährliches Fest, und bringe ihr auf den grünenden Rasen ihr Opfer; wenn der Winter zu Ende gehet, und der Frühling schon heiter wird: dann sind die Lämmer fett; dann ist der Wein am reifsten. — Wenn ist der Wein am reifsten? Das ist: wenn giebt es die reifsten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O mein Herr Dusch, wie leben Sie in der Zeit! — Es kann wohl seyn, daß mollis hier und da auch soviel als reif heißt, ob ich mich gleich auf keine Selle zu besinnen wüßte. Aber es heißt doch nicht immer reif; und wenn es auch immer reif hieße, so hätten Sie es doch hier nicht durch reif geben sollen. —

Bald vergesse ich es, an wen ich schreibe. Ich wende mich wieder zu Ihnen. Eine wörtliche Uebersetzung von dieser Art muß nothwendig auch da, wo sie richtig ist, unendlichen Zweydeutigkeiten unterworfen seyn, und hat,

wenn noch so wenig an ihr zu tadeln ist, doch weiter keinen Nutzen, als daß der junge Mensch, dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht, sein Wörterbuch seltener nachschlagen darf.

Aber wehe dir, junger Mensch, „dem Herr „Dusch die Mühe zu erleichtern sucht," wenn du darum dein Wörterbuch seltener nachschlägst! Höre im Vertrauen: Herrr Dusch selbst hat es zu wenig nachgeschlagen. Er hat dich keiner Mühe überhoben; weil er sich selbst die Mühe nicht geben wollen, das was er nicht wußte, dir zum Besten zu lernen! Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heist Myrtus? Du findest, ein Myrtenbaum. Und Herr Dusch glaubt, es heiße ein Lorbeerbaum. Denn er übersetzt:

— cingens materna tempora myrto *).

durch: Daß er die Schläfe mit dem mütterlichen Lorbeer umgürte. Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt caper? Du findest, ein Ziegenbock. Und Herr Dusch sagt, es heißt eine Ziege. Denn er übersetzt:

*) Lib. I. v. 38.

Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris
Cæditur *),

durch: Nur dieses Verbrechens wegen wird dem Bachus auf allen Altären eine Ziege geschlachtet. Willst du unterdessen deinen guten Freund hier entschuldigen, so sage: Ey, die Ziege ist hier ein Bock! Und das ist wahr. — Nimm nochmals dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt pernox? Du findest übernächtig. Und Herr Dusch sagt, es heiße hartnäckig. Denn, wenn Virgil von dem Ochsen sagt, der in dem blutigen Kampfe mit seinen Nebenbuhlern den Kürzern gezogen:

Victus abit, longeque ignotis exulat oris:
Multa gemens ignominiam, plagasque superbi
Victoris, tum quos amisit inultus amores:
Et stabula aspectans regnis excessit avitis.
Ergo omni cura vires exercet, & inter
Dura jacet *pernox* instrato saxa cubili;

so übersetzt Herr Dusch: Der Ueberwundene gehet davon, und scheidet weit weg in eine

*) Lib. II. v. 380.

entfernte unbekannte Gegend, und beseufzet kläglich seine Schmach, die Wunde, die er von dem stolzen Sieger empfing, und die Geliebten, die er ungerächet verlor: schauet den Stall an, und scheidet aus dem Reiche seiner Väter. Dann giebt er sich alle Mühe, seine Kräfte zu üben, und liegt hartnäckig auf harten Steinen, ohne Streue. — Pernox, hartnäckig! Siehest du? Herr Dusch wußte nur von einem einzigen Adjectivo in x, und das war pertinax!

Rede ich nicht schon wiederum mit jemand anderm? — Als wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedies nicht so weit lesen würden. — Wenn ich daher dennoch einen neuen Bogen anlege, so geschieht es nicht, Sie zu unterhalten; es geschieht, Herrn Dusch zu belehren.*)

*) Lessing führt hier noch eine Anzahl Stellen an zu mehrerem Beweise, wie schülerhaft Herr Dusch den Virgil übersetzt habe. Ich habe geglaubt, es wäre unnöthig, diese Stellen itzt noch wieder abdrucken zu lassen. N.

Ein und siebenzigster Brief.

Ein Gelehrter, den Sie, so viel ich weiß, in Frankfurt an der Oder suchen müssen *), fing bereits im vorigen Jahre an, eine Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem ersten Buche derselben nahmen sich besonders verschiedene Briefe von des Vignoles und Theoph. Sig. Bayern aus, indem sie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren, als die übrigen. In dem zweyten Buche versprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechsel des Stephanus Vinandus Pighius zu liefern. Es scheinet aber, daß ihn ein sehr glücklicher Umstand, dieses Versprechen aufzuschieben, verleitet hat. Sein Unternehmen selbst hat nehmlich so viel Beyfall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene Gelehrte ihre litterarischen Schätze von dieser Art mitgetheilet haben, sondern daß ihm auch, durch Vermittelung des Herrn von Münchhausen, der ganze

*) Der sel. Prof. Uhle. N.

Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover, zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beytrag ist er also in den Stand gesetzt worden, uns noch vorher mit andern lesenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des Pighius mögen geschienen haben.

Die vier ersten Bücher, auf welche die Sammlung nunmehr angewachsen ist, und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundert und neunzig Briefe*). **Byckershoeck, Beverland, Gisbert Cuper, d'Orville, J. A. Fabricius, Grävius, Gramm, Schannat, J. P. von Ludewig, Gesner** rc. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.

Sogar von **Leibnitzen** finden sich in dem vierten Buche ein Dutzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu lesen am

*) Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros III. priores continens. Norimbergae, 760. 2. Alphab. 4. Bogen.

begierigsten gewesen bin. Die ersten zwey derselben sind an P. J. Spener geschrieben, und enthalten wenig mehr, als einige jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden sechse aber an den berühmten Huetius sind desto interessanter, und enthalten Gedanken eines Philosophen, die noch immer unterrichten können. Die zwey ersten sind von dem Jahre 1673 und zu Paris geschrieben, aus welchen Datis, wenn Sie Sich der Lebensgeschichte unsers Weltweisen erinnern, Sie ungefähr den Inhalt errathen können. Huetius hatte damals die Besorgung der Ausgabe der classischen Schriftsteller, welche vornehmlich zum Gebrauch des Dauphins eingerichtet seyn sollten; und er glaubte, daß er sich bey dieser Arbeit auch unseres Leibnitz versichern müßte. Ob dieser nun gleich damals sich mit ganz andern Dingen beschäftigte, und besonders an seiner Rechenmaschine arbeitete: so ließ er sich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er sich aus, daß man ihm einen Autor ge-

ben möchte, bey welchem sich Philosophie, und eine gesunde Philosophie anbringen ließe. Man schlug ihm in dieser Absicht den ältern Plinius, den Mela, die Schriftsteller vom Ackerbau, den Apulejus, den Capella und den Boethius vor.

„Mich zum Plinius zu entschließen, schreibt „er, verstehe ich zu wenig von der Arzneygelahr„heit; und von den Schriftstellern des Ackerbaues „schreckt mich meine geringe Kenntniß der Oeko„nomie ab.“

Er wählte also den Martianus Capella, und das Urtheil, daß er von diesem Schriftsteller fällt, ist sehr vortheilhaft, und sollte hinlänglich genug seyn, dem Capella mehr Leser zu verschaffen, als er itziger Zeit wohl haben mag: Martianum Capellam, usus ingentis auctorem, gratum varietate, scientias non libantem tantum, sed intrantem, solum ex superstitibus scriptorem cujusdam artium liberalium encyclopaediae. Er fing auch schon wirklich an daran zu arbeiten, und wollte die Anmerkungen des Grotius, die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht

hat, seiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welch Schicksal war es, das uns derselben beraubt? Jaucourt sagt in seiner Lebensbeschreibung unsers Weltweisen, daß ihm alles, was er dazu aufgeschrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßige Augenblicke finden können, es wieder herzustellen. Leibnitz muß diesen Verlust noch in Paris erlitten haben; denn in den Briefen, die er 1679 aus Hannover an den Huetius schreibt, wird des Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel schon längst aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens aus diesem Briefe darin verbessert werden, daß Leibnitz den Capella selbst aus eigenem Antriebe gewählt, und daß es eben nicht der Einsicht des Huetius zuzuschreiben, daß er sich nur mit diesem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibnitz kannte sich wirklich besser, als ihn Huetius kannte; welches unter andern auch daraus zu ersehn ist, daß ihm dieser mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er sich aber abzugeben rund

abschlug, weil er nicht hoffen könne, etwas außerordentliches dabey zu leisten. Uebrigens muß es ein wenig verdrießen, daß Leibnitz bey dieser Gelegenheit nicht allein zu klein von sich selbst, (denn ein bescheidener Mann kann sich selbst so viel vergeben, als er will) sondern auch allzu klein von seiner Nation spricht: Id enim fateor, tametsi neque igenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores consecutum. Et quid aliud expectes a Germano, *cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est?* Nun wundere man sich noch, wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landsleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht absprechen könne. Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus Complimenten zusammengesetzte Nation, auch das für Complimente halte, was gewissermaßen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

Die drey folgenden Briefe hat Leibnitz bey Gelegenheit des Huetschen Werkes von der

Wahrheit der christlichen Religion, geschrieben, und sie enthalten sehr vortreffliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Kritik.

„Die Kritik, sagt er, die sich mit Prüfung der „alten Handschriften, Münzen und Inscriptionen „beschäftiget, ist eine sehr nöthige Kunst, und „zur Festsetzung der Wahrheit unsrer Religion „ganz unentbehrlich. Denn das glaube ich gewiß, „gehet die Kritik verlohren, so ist es auch mit den „Schriften unsers Glaubens geschehen, und es ist „nichts Gründliches mehr übrig, woraus man „einem Chineser oder Mahometaner unsere Re„ligion demonstriren könne. Denn gesetzt, man „könnte die fabelhaften Historien von Theodorico „Veronensi, wie sie bey uns die Ammen, unter „dem Namen Dietrichs von Bern, den Kindern „erzählen, von den Erzählungen des Cassiodorus, „eines zeitverwandten Schriftstellers, der bey die„sem Könige Kanzler war, nicht unterscheiden; „gesetzt, es käme die Zeit, da man mit den Tür„ken zweifelte, ob nicht Alexander der Große „des Königs Salomon oberster Feldherr gewesen „sey; gesetzt, es wären uns, anstatt des Livius und „Tacitus, weiter nichts als einige von den zierli-

„chen, aber im Grunde abgeschmackten geheimen „Nachrichten von den Liebeshändeln großer Män„ner, wie sie itzt geschrieben werden, übrig; ge„setzt, es kämen die fabelhaften Zeiten wieder, „dergleichen bey den Griechen vor dem Herodotus „waren: würde nicht alle Gewißheit von geschehe„nen Dingen wegfallen? Wir würden nicht ein„mal zeigen können, daß die Bücher der heiligen „Schrift nicht untergeschoben wären, noch viel „weniger, daß sie göttlichen Ursprungs wären. „Unter allen Hindernissen, welche die Ausbreitung „der christlichen Religion in den Morgenländern „findet, ist dieses, meiner Meinung nach, auch „das vornehmste, daß das dasige Volk, weil es „von der allgemeinen Geschichte ganz und gar nichts „weiß, die historischen Beweise, auf welche sich „die christliche Religion stützet, nicht begreifen „kann. —

Er giebt hierauf eine sehr sinnreiche, aber aus dem Vorhergehenden sehr natürlich fließende Ursache an, warum zu Anfange des vorigen Jahrhunderts die Kritik so stark getrieben, und in den neuern Zeiten hingegen so sehr vernachlässiget worden.

„Die Kritik, sagt er, wenn ich die Wahrheit „gestehen soll, ward damals durch die theologischen „Streitigkeiten genähret. Denn es ist kein Uebel „in der Welt, daß nicht etwas Gutes veranlassen „sollte. Indem man nehmlich von dem Sinne der „Schrift, von der Uebereinstimmung der Alten, „von ächten und untergeschobenen Büchern häufig „streiten mußte, und nur derjenige von den „Kirchenscribenten aller Jahrhunderte richtig ur„theilen konnte, der sich in den übrigen Werken „des Alterthums gehörig umgesehen hatte: so „durchsuchte man aufs genaueste alle Bibliotheken. „Der König von England Jacobus selbst, und „andere von den vornehmsten Gliedern der Kirche „und des Staats, gaben sich mit dergleichen Strei„tigkeiten vielleicht ein wenig nur allzusehr ab. „Als aber diese Streitigkeiten in Kriege ausbra„chen, und nach so viel vergossenem Blute die „Klügern wohl sahen, daß mit alle dem Geschrey „nichts ausgerichtet werde, so bekamen, nach wie„der hergestelltem Frieden, sehr Viele vor diesem „Theile der Gelehrsamkeit einen Ekel. Und nun „fing sich ein neuer Periodus mit den Wissenschaf„ten an; indem in Italien Galiläus, in England „Baco, Harväus und Gilbertus, in Frankreich

„Cartesius und Gassendus, und in Deutschland „der einzige, den ich diesen Männern entgegen zu „setzen wüßte, Joachim Junge, durch verschie„dene treffliche Erinnerungen oder Gedanken den „Menschen Hoffnung machten, die Natur vermit„telst der mathematischen Wissenschaften näher „kennen zu lernen. — Ich will jetzt nicht unter„suchen, worin es, wie ich glaube, heut zu Tage „versehen wird, und woher es kömmt, daß die „Schüler so großer Männer, ob sie gleich mit „so vielen Hülfsmitteln versehen sind, dennoch „nichts Besonderes leisten; denn es ist hier nicht „der Ort dazu. Ich will nur dieses Einzige an„merken, daß seit dieser Zeit das Studium der „Alterthümer und die gründliche Gelehrsamkeit „hin und wieder in Verachtung gekommen, so „daß sich wohl gar einige in ihren Schriften irgend „einen Autor zu citiren, sorgfältig enthalten, „theils damit sie alles aus ihrem Kopfe genommen „zu haben scheinen mögen, theils weil es ihrer „Faulheit so bequemer ist; da gleichwohl die An„führung der Zeugen, wenn es auf geschehene „Dinge ankömmt, von der unumgänglichsten Noth„wendigkeit ist, und nur durch sie gründliche Un-

ter-

„tersuchungen sich von einem seichten Geschwätze „unterscheiden. Damit also dieses Uebel nicht „weiter um sich fresse, kann man die Welt nicht „ernstlich genug erinnern, wie viel der Religion „an der Erhaltung der gründlichen Gelehrsamkeit „gelegen sey. —

Und was meynen Sie, wenn diese Erinnerung schon zu Leibnitz Zeiten, da noch Gudii und Spanheime, Vossii und Heinsii lebten, so nöthig war; wie viel nöthiger wird sie jetzt seyn, jetzt da wir noch kaum hier und da Schatten von diesen Männern haben, und besonders unsere Gottesgelehrten, die sich die Erhaltung dieser gründlichen Gelehrsamkeit am meisten sollten angelegen seyn lassen, gleich das allerwenigste davon verstehen *)? Doch anstatt diese verkleinernde Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnitzischen Briefes vorzulegen.

*) Seitdem die kritischen Werke eines Michaelis, Griesbach, Eichhorn u. a. erschienen sind, ist den deutschen Gottesgelehrten dieser Vorwurf nicht mehr zu machen. N.

„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht „zufrieden seyn, die alle Hochachtung gegen das „Alterthum ablegen, und von dem Plato und „Aristoteles nicht anders als von ein Paar elenden „Sophisten reden. Hätten sie diese vortrefflichen „Männer aufmerksam gelesen, so würden sie ganz „anders von ihnen urtheilen. Denn die metaphy„sische und moralische Lehre des Plato, welche die „wenigsten aus ihrer Quelle schöpfen, ist wahr und „heilig, und das, was er von den Ideen und „ewigen Wahrheiten sagt, verdienet Bewunderung. „Die Logik, Rhetorik und Politik des Aristoteles „hingegen, können im gemeinen Leben von sehr „großem Nutzen seyn, wenn sie sich in einem guten „Kopfe, der die Welt und ihre Händel kennet, „finden. Sogar kann man ihm nicht genug da„für danken, daß er in seiner Physik den wahren „Begriff des Stetigen gegen die scheinbaren Irr„thümer der Platoniker gerettet hat. Und wer „endlich den Archimedes und Apollonius ver„stehet, der wird die Erfindungen der allergrößten „Neuern sparsamer bewundern.

Gewiß die Kritik auf dieser Seite betrachtet, und das Studium der Alten bis zu dieser

Bekanntschaft getrieben, ist keine Pedanterey, sondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibnitz der geworden ist, der er war, und der einzige Weg, durch welchen sich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern kann. — Aber welchen lustigen Contrast machet mit dieser wahren Schätzung der Kritik und alten Schriftsteller, die Denkungsart dieses und jenes grundgelehrten Weltforschers, von welchem sich in eben dieser Sammlung Briefe finden, z. E. Gisbert Cupers. Dieser Mann war unstreitig einer von den größten Antiquariis, der aber die Antiquitäten einzig und allein um der Antiquitäten willen studierte. Er hält sich stark darüber auf: Saeculis superioribus plerosque eruditorum magis stilo operam dedisse, quam ritibus, moribus, aliisque praeclaris rebus, quae veterum libris continentur, illustrandis. Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter diesen praeclaris rebus vielleicht auch die philosophischen Meynungen der Alten verstehe, so lesen Sie folgende Stelle aus einem andern seiner Briefe: Recte facis, quod edere constitueris Jamblichi Protrepticon,

nam illius nec Graeca valent nec Latina. Ego olim illud percucurri, ſed eidem inhærere non poteram, quia me magis oblectabant antiqui ritus, veteris aevi reliquiae & hiſtoriae; nec capiebar admodum tricis philoſophicis &c.

Unterdeſſen iſt doch in den Briefen dieſes Cupers, deren uns eine anſehnliche Folge an den von Almeloveen und an J. A. Fabricius mitgetheilet wird, viel Nützliches und nicht ſelten auch Angenehmes. So macht er unter andern die Anmerkung, daß die Wahrheit bey den Alten zwar als eine allegoriſche Perſon eingeführet, und von einigen die Tochter des Jupiters, von andern die Tochter des Saturnus oder der Zeit, von andern die Säugamme des Apollo genennt werde, daß ſie aber doch als keine Göttin von ihnen verehret worden, daß ſie weder Tempel noch Altäre gehabt habe. Voſſius, ſagt er, in ſeinem Werke de Idololatria habe zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwey Altäre, den einem dem Verſtande, und den andern der Wahrheit, geſetzt habe. Allein Voſſius habe ſich hier geirret, weil dieſe Altäre

nicht Anaxagoras gesetzt habe, sondern sie dem Anaxagoras gesetzt worden, welcher durch die Aufschriften derselben Νȣ und Αληϑειας selbst bezeichnet worden, indem, wie anderweitig bekannt sey, Anaxagoras wirklich den Beynamen Νȣς geführet habe. (Wenn Sie Kühns Ausgabe des Aelianus nachsehen wollen, so werden Sie finden, daß Cuper den Vossius hier nur zur Hälfte verbessert hat. Denn Kühn zeigt deutlich, daß Aelian nicht von zwey Altären, sondern nur von einem einzigen rede, welcher nach einigen die Aufschrift Νȣ und nach Andern die Aufschrift Αληϑειας geführt habe.) Die Betrachtung endlich, die Cuper über diese von den Heiden unterlassene göttliche Verehrung der Wahrheit anstellet, macht seiner Frömmigkeit mehr Ehre, als seiner Scharfsinnigkeit; Quodsi jam admiscere vellem hisce profanis rebus sanctae nostrae religionis christianae mysteria; an non inde concludere possemus, Deum veritatem genuinam suis, & primo quidem Judaeis, inde Christianis, & praecipue veris, solis revelasse; gentiles eum male quaesivisse in indaga-

tione rerum naturalium, & ita Deum voluisse, ut nec summam hanc virtutem uti aliquod Numen colerent &c. Ich würde auf eine natürliche Ursache gefallen seyn. Wenn die Alten die Wahrheit als keine Göttin verehret haben, so kam es ohne Zweifel daher, weil der abstracte Begriff der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweisen existirte, und ihre Weltweisen die Leute nicht waren, die gern vergötterten, und die Menge der Altäre vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch ein andermal mit verschiedenen artigen Kleinigkeiten und litterarischen Anekdoten aus dieser Sammlung von Briefen unterhalten soll, so erwarte ich nur einen Wink.

Ein und achtzigster Brief.

Der Verfasser der scherzhaften Lieder, deren größter Theil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache, so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweyte verbesserte Auflage erschienen ist,

hat sich aufs neue in einer andern, und höheren Sphäre gezeigt. In der tragischen *). Und mit Ehren.

„Was? — wird ohne Zweifel auch hier der kritische Freund des Herrn Dusch auffahren —

„Was? Ein Witzling, der den Geist der „anakreontischen Gedichte besitzet, sollte auch den „Geist der Tragödie besitzen? Der eine erschüttert das Herz: Schrecken und Thränen stehen „ihm zu Gebote; der andere erregt ein kurzes „Vergnügen über einen unerwarteten Einfall; „und wenn er uns ermuntert hat, und wenn wir „lachen, so hat er alle Ehre, die er hoffen kann —

„Man sollte glauben," fährt dieser tiefsinnige Kunstrichter fort, „daß diese beyden sehr verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl mit einander vertragen könnten. Ich wenigstens **). —

Ja, Er wenigstens! — Er, der Freund des Herrn Dusch! — Er wird es solchergestalt

S 4

*) Beytrag zum deutschen Theater. Leipzig, 1759.
**) S. Dusch vermischte Schriften S. 46.

gleich a priori wissen, daß die Trauerspiele unsers scherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bey dieser philosophischen Nativitätstellung bewenden lassen? Oder wünschten Sie lieber, mit ihren eigenen Augen zu sehen, und nach Ihren eigenen Empfindungen zu schließen? — Ich weiß schon, was Sie thun werden: und dieser Brief mag Sie darauf vorbereiten.

In dem Vorberichte klaget Herr **Weiße** — denn warum sollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen gefallen hat, und den Sie nun bald hochschätzen werden? — über den Mangel an deutschen Trauerspielen. Daß es den Deutschen an tragischem Genie fehlen sollte, kann er sich nicht überreden.

„Aber ein unglückliches Schicksal, sagt er, hat „bisher über die deutsche Schaubühne gewaltet. „Einige dieser Lieblinge der Musen sind in der „Morgenröthe ihres Witzes verblühet, und haben „uns durch ihre ersten Früchte gezeigt, was für „eine angenehme Hoffnung wir mit ihnen verloren „haben.“ —

Dieses muß Sie an die Herren von Cronegk und von Brawe erinnern, von welchen beyden ohne Zweifel der letztere das größere tragische Genie war. Er hat noch ein Trauerspiel in Versen völlig ausgearbeitet hinterlassen, und Freunde, die es gelesen haben, versichern mich, daß er darin mehr geleistet, als er selbst durch seinen Freygeist zu versprechen geschienen. —

„Andre,“ fähret Herr W. fort, „lassen, wir „wissen nicht, aus was für unglücklichen Ursachen, „die Jahre des Genies vorbey fliehen; sie schmei„cheln uns mit Hoffnung, und lassen sie unerfül„let, bis sie die Geschäfte des Lebens überhäufen, „oder sie sich in andere Sorgen vertheilen.“ —

Ich kann nicht sagen, wer diese Andere sind. Sind es aber wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles was auch der beste Kopf in dieser Gattung, unter dem dreyßigsten Jahre, leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr

verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theile gewiß ist! Und wenn kann man dieses seyn? Wenn man die Natur, wenn man die Alten genugsam studiert hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Genug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragicus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen, und es so selten sind.

„Noch Andern, heißt es weiter, fehlt es an „Aufmunterung; sie haben niemals eine gute „Schauspielergesellschaft gesehen, und kennen die „dramatische Dichtkunst bloß aus dem Aristoteles „und Hedelin. —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein neuer französischer Schriftsteller*) von diesem Punkte der Aufmunterung sagt:

*) Diderot in den Unterredungen über seinen natürlichen Sohn.

„Eigentlich zu reden, sagt er, giebt es ganz „und gar keine öffentlichen Schauspiele mehr. Was „sind unsere Versammlungen in dem Schauplatze, „auch an den allerzahlreichsten Tagen, gegen die „Versammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? „Die alten Bühnen konnten an die achtzig tausend „Bürger einnehmen. Die Bühne des Scaurus „war mit drey hundert und sechzig Säulen, und „mit drey tausend Statuen gezieret. Wie viel „Gewalt aber eine große Menge von Zuschauern „habe, das kann man überhaupt aus dem Ein„drucke, den die Menschen auf einander machen, „und aus der Mittheilung der Leidenschaften ab„nehmen, die man bey Rebellionen wahrnimmt. „Ja der, dessen Empfindungen, durch die große „Anzahl derjenigen, welche daran Theil nehmen, „nicht höher steigen, muß irgend ein heimliches „Laster haben: es findet sich in seinem Charakter „etwas Einsiedlerisches, das mir nicht gefällt. „Kann nun ein großer Zulauf von Menschen die „Rührung der Zuschauer so sehr vermehren; wel„chen Einfluß muß er nicht auf die Verfasser und „auf die Schauspieler haben? Welcher Unterschied, „zwischen heut oder morgen einmal, ein Paar

„Stunden, einige hundert Personen, an einem „finstern Orte zu unterhalten; und die Aufmerk„samkeit eines ganzen Volkes an seinen feyerlich„sten Tagen zu beschäftigen, im Besitz seiner präch„tigsten Gebäude zu seyn, und diese Gebäude mit „einer unzählbaren Menge umringt und erfüllt „zu sehen, deren Vergnügen oder Langeweile von „unsern Talenten abhangen soll? —

So redet ein Franzose! Und welcher Sprung von dem Franzosen auf den Deutschen? Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne; da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptstadt; da in den Hauptstädten des Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten; da der Deutsche sehr zufrieden seyn muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig seyn. Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussiehet, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Großen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bey welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können Ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente: ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein Paar Monaten Wäschermädchen war ꝛc. Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre, und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentanten auf der Bühne, in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch so bald keine Aenderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Hrn. Weiße heißt: **Eduard der Dritte.**

Eduard der Zweyte war gezwungen worden, sich von der Regierung los zu sagen, und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten übergetragen wurde, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Isabella, mit ihrem Lieblinge Mortimer, freye Hand zu haben hoffte, und sie eine Zeitlang auch wirklich hatte. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt; und ich habe folgenden Umstand bey dem Rapin nie ohne die größte Rührung lesen können.

„Als ihn die Ritter Maltraves und Gour„nay, die ihm als Wächter oder vielmehr als „Peiniger zugeben waren, in sein letztes Gefäng„niß, in das Schloß zu Barkley, brachten, nah„men sie tausend unanständige Dinge mit ihm vor, „so gar daß sie ihm auf freyem Felde mit kaltem „Wasser, welches aus einem schlammigen Graben „genommen worden, den Bart putzen ließen. So „viel Beständigkeit er auch bis dahin bezeigt „hatte, so konnte er sich doch bey dieser Gelegen„heit nicht enthalten, sein Unglück zu beweinen, „und zu erkennen zu geben, wie sehr er davon ge-

„ruhrt sey. Unter den Klagen und Vorwürfen „die er denjenigen machte, welche ihm mit so vie„ler Grausamkeit begegneten, sagte er, daß sie, „sie möchten auch machen, was sie wollten, ihm „doch nicht den Gebrauch des heißen Wassers neh„men sollten, um sich den Bart putzen zu lassen. „Und indem ließ er zwey Ströme von heißen „Thränen aus seinen Augen die Wangen herab„fließen."

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen sonst bey dieser Antwort ein? Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Haufe der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig; wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß seyn, daß aller der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch seyn wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt

habe, erläutert den nehmlichen Satz durch das Exempel einer geringen Person:

„Eine Bäuerin, erzählt er, schickte ihren „Mann zu ihren Aeltern, die in einem benachbar„ten Dorfe wohnten. Und da ward dieser Unglück„liche von einem seiner Schwäger erschlagen. Des „Tages darauf ging ich in das Haus, wo sich der „Fall zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild, „und hörte eine Rede, die ich noch nicht vergessen „habe. Der Todte lag auf einem Bette. Die „nackten Beine hingen aus dem Bette heraus. „Seine Frau lag, mit zerstreuten Haaren, auf „der Erde. Sie hielt die Füße ihres Mannes, „und sagte unter Vergießung von Thränen, und „mit einer Action, die allen Anwesenden Thränen „auspreßte: Ach! als ich dich hieher schickte, „hätte ich wohl geglaubt, daß diese Füße dich „zum Tode trügen?"

Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umstände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entschuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübniß nicht darin suchen, daß die Person, welche sie sagt, eine vornehme, wohl

wohl erzogene, verständige und auch sonst witzige Person sey; denn die Leidenschaften machen alle Menschen wieder gleich: sondern darin, daß wahrscheinlicher Weise ein jeder Mensch ohne Unterschied, in den nehmlichen Umständen das nehmliche sagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können, und haben müssen: so wie das, was dort der König sagt, auch ein Bauer hätte sagen können, und ohne Zweifel würde gesagt haben.

Aber ich komme von unserm Eduard ab. Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte vor Betrübniß und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn, und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glühendes Eisen stießen, das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichsten Schmerzen; und sein Sohn war überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey.

Der Bruder dieses Unglücklichen, und der Oheim des jungen Königes, Edmund Graf

von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hatte sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen, und erkannte es zu spät, daß er seiner brüderlichen Liebe, zum Besten einer Buhlerin, und nicht zum Besten seines Vaterlandes, vergessen habe. Seine Großmuth erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihren Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sey; und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnten ihm diese nicht anders als mit List beykommen. Sie ließen ihm nehmlich durch Personen, die er für seine Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sey, und daß man seinen Tod aus keiner andern Ursache ausgesprengt habe, als um den Bewegungen zuvor zu kommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahret werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verschiedene Umstände zu unter-

stützen, sondern auch durch das Zeugniß vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwey Bischöfe befanden, die entweder so wohl als Edmund betrogen waren, oder ihn betriegen halfen. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser Schlinge fangen, und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe, und verlangte frey heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und läugnete ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schlosse sey, aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, niemanden zu ihm zu lassen. Edmund verdoppelte sein Anhalten; der Befehlshaber bestand auf seiner Weigerung. Endlich faßte jener den unglücklichen Entschluß, diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freiheit arbeiten wolle. Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht. Sie hatte ihren

Zweck erreicht; Edmund hatte sich strafbar gemacht; sie vergrößerte ihrem Sohne die Gefahr, in der er sich durch die Ränke seines Oheims befinde; und kurz, Edmund verlor seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß sagen, daß unser Dichter diese gegen den Edmund gebrauchte List als eine Wahrheit angenommen, und das Schicksal des Edmund mit dem Schicksal des gefangenen Königs verbunden hat: und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ungefähr in die Gedanken schießen. Die Oekonomie ist die gewöhnliche Oekonomie der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen.

Das erste Dutzend Verse verspricht, in Ansehung des Ausdruckes und der Wendung, nichts geringeres als eine Schlegelsche Versification.

Lokester zu dem Grafen von Kent.

Ja Freund, dies ist der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edlen haßt, und den Verräther liebt!

Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk
brachte,
Mich bey der Welt verhaßt, und sie gefürchtet
machte,
Die oft durch meinen Rath, stets durch mein
Schwerdt gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft
gesiegt;
Ich, der an sie zuletzt den König selbst verrathen,
So sehr sein Elend sprach und Freunde für ihn
baten:
Ich werd' itzt kaum gehört, und niemals mehr
befragt,
Und wär' ich ohne dich, so wär' ich schon verjagt.

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unsers Dichters seyn könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachlässiget, und dadurch selbst seinen Charakteren und Situationen den größten Schaden gethan. Charaktere und Situationen sind die Contours des Gemäldes; die Sprache ist das Colorit; und man bleibt ohne dieses nur immer die Hälfte von einem Maler, die Hälfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben. So wie der Anfang ist, so werden Sie noch unzählige Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige, und mit der Isabella hat. Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, stärker seyn, als folgende Stelle? Edmund hat die Königin bittere Wahrheiten in Gegenwart ihres Sohnes hören lassen; und sie versetzt: Er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — so lang' er noch geglaubt,
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — Nein; sprich, so lang er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte:
So lang er noch geglaubt, es stritte seine Hand
Für Freyheit und Gesetz, und Prinz und Vaterland;
So lang er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,
Die Schottland an sich riß, durch seinen Muth verfechte;
So lang er noch geglaubt, daß Englands Ruh und Glück

Dein großer Endzweck wär, und daß man das
Geschick
Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere
Bürde
Den Weisesten des Reichs indeß vertrauen würde:
Allein so bald er sah, daß Geiz nach eigner Macht,
Stolz, blinde Rachbegier den Anschlag aus-
gedacht,
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen
sorgte,
Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freyheit überließ,
Durch Barbarn gleiche Wuth ihn in den Ker-
ker stieß,
Wo man vielleicht noch jetzt den Unglückselgen
quälet,
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits ent-
seelet —

Isabella (die ihrem Sohne den Degen von der Seite reißen will.)
Verwegner! Rasender! entgehe meiner Wuth —

Eduard.
Kühl in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes
Blut! ꝛc.

Hundert und zweyter Brief.

Der zweyte Theil des Nordischen Aufsehers ist noch nicht hier. Sie müssen Sich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es voraussehen sollen, wofür man meine Freymüthigkeit aufnehmen würde. Und es ist keine unbekannte Stimme mehr, die aus der finstern Höhe desselben auf mich herabdonnert. Es ist die Stimme eines Professors, eines berühmten Professors, der von der Grammatik an bis auf die Philosophie, seine Lehrbücher geschrieben hat.

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: **Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers, und besonders des Herrn Hofprediger Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben, in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann Basedow, Prof. der Königl. Dän. Ritterakad.** *). Nun? werden Sie sagen:

*) Sorøe, 1760, in groß Octav, fünf Bogen.

das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen; und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschuldigungen. — O, Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerstille ist.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig possierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernsthaften Ton annehmen wollte: so könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verstatten wollte. — Was Herr Basedow auf dem Titel merkwürdige Beschuldigungen nennt, heißen einige Seiten weiter, offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltenen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Kritik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen; und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unsern Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort fast nicht

glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verläumde. Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Er wünschet aus Menschenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da, so einen Freund haben Sie! — Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow! Welch einen Spiegel hält sie mir vor! Er stehet hinter mir, und zeiget mir ein Ungeheuer darin. Ich erschrecke und sehe mich um, welcher von uns beyden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir sagen, wenn ich mich auch des Hochverraths schuldig gemacht hätte? wenn ich auch den Himmel gelästert hätte? Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Wer ist denn die Majestät, die ich beleidiget habe?

„Alle Kenner,“ stößt Herr Basedow in die Trommete, „alle Kenner der itzigen Gelehrsamkeit der Deutschen, wissen die Verdienste des „Herrn Hofpredigers Cramer. Der Verfasser „der nach dem Boussuetschen Muster fortgesetzten „Weltgeschichte; der neueste und sorgfältigste „Ausleger des Briefes an die Hebräer; der geistliche Redner, der in unsern Tagen kaum so viel „Predigten schreiben kann, als die Welt von ihm „zu lesen verlangt; der Uebersetzer des Chrysostomus, welcher seinem Originale gleicht, das er „durch viele Anmerkungen und Abhandlungen bereichert hat; derjenige, dem wir die beste Uebersetzung der Davidischen Psalmen in gebundner „Schreibart zu danken haben; der Verfasser des „Schutzgeistes; derjenige, der an dem Jüngling, „den Bremischen Beyträgen, und darauf erfolgten vermischten Schriften, einen ansehnlichen „Antheil genommen hat; endlich der Verfasser der „meisten Stücke des Nordischen Aufsehers, sind „nur —— ein einziger Mann, welcher in der ersten Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein solcher einziger Mann ist! —

Sie sehen, Herr Basedow nimmt das Maul voll, er mag schmähen, oder er mag

loben. Die Hyperbel ist seine Lieblingsfigur in beyden Fällen. Dieser einzige Mann! Nicht zu vergessen; er war auch einer von den hällischen Bemühern *), dieser einzige Mann! — Aber soll ich ungerecht gegen jemand seyn, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverschämte Art lobt? Nein. — Herr Cramer ist allerdings ein verdienter Gottesgelehrter; einer von unsern trefflichsten Schriftstellern. Aber Herr Cramer ist ein Mensch; könnte er in einer Wochenschrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum seine Verdienste?

Ich weiß gar nicht, was Herr Basedow will. Für ihn schickt es sich am allerwenigsten, der Verfechter des Nordischen Aufsehers zu werden. Er hat Lobsprüche darin erhalten, die seine Unpartheylichkeit sehr zweifelhaft machen müssen. Ich beneide ihm diese Lobsprüche nicht.

*) Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks, eine sehr mittelmäßige periodische Schrift, kam zu Halle 1744 bis 1746 heraus. N.

Ich spreche sie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte sagen: eine Hand wäscht die andere. Und noch mehr. Herr Basedow ist selbst einer von den Verfassern des Nordischen Aufsehers. Es würde mir ein Leichtes seyn, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als Er gemacht hat: oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verstehen. Wenn man nun also vermuthete, daß es ihm nicht so wohl um die Wahrheit, nicht so wohl um die Ehre des Herrn Cramer, als um seine eigene Ehre, um die Ehre eines Buches zu thun sey, in welchem er gern wolle, daß ein ewiger Weihrauch für ihn dampfe; eines Buches, das er gewissermaßen auch sein Buch nennen kann?

Herr Cramer selbst findet sich ja durch unsere Kritik bey weitem nicht so beleidiget, als ihn Herr Basedow beleidiget zu seyn vorgiebt. Denn er soll ihrer, in der Vorrede zu dem zweyten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer ist ein rechtschaffener Mann, den es auf keine Weise befremdet, wenn Andere andrer Meynung sind,

und er nicht immer den Beyfall erhält, den er sich überhaupt zu erhalten bestrebt. Diese lautere Quelle gebe ich seinem Betragen, ob ihm gleich Herr Basedow eine ganz andere giebt.

„Die Selbstvertheidigung, sagt er, wenn sie „nicht zu unvollständig scheinen sollte, müßte oft„mals in einem Tone reden, der von denjenigen, „die alles, was sie sehen und hören, in Fehler „und Laster verwandeln, für den Ton einer ver„dächtigen Zufriedenheit mit sich selbst könnte „ausgegeben werden. Ueberdem pflegen Seelen „von einer gewissen Würde so wenig furchtsam „und argwöhnisch zu seyn, daß sie, wenn ihre „Unschuld in einem gewissen Grade klar ist, bey „der verständigen und billigen Welt keine Verant„wortung derselben zu bedürfen glauben.“ —

Nicht doch! So ein großes Air hat Herr Cramer gewiß nicht affectiren wollen. Hätte er es aber affectiren wollen, so hätte sein Freund keinen solchen Commentarium darüber schreiben müssen. Er hätte es müssen darauf ankommen lassen, ob man diesen edlen Stolz, den Seelen von einer gewissen Würde haben, von selbst merken werde. Denn nur alsdann thut er seine

Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewiesen seyn. Sind es gar die Finger eines Freundes, o so wird sie vollends lächerlich! ꝛc.

Hundert und dritter Brief.

Auch nicht in der geringsten Kleinigkeit will mich Herr Basedow Recht haben lassen. Lieber stellt er sich unwissender als ein Kind, verwirret die bekanntesten Dinge, und verfälscht auf die hämischste Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetisches Genie zugestehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichste Versificateur ist. Ich nehme beyde Ausdrücke so, wie sie die feinsten Kunstrichter der Engländer und Franzosen nehmen.

„Ein poetisches Genie, sagt einer von den „ersten *), den ich eben vor mir liegen habe,“ ist so außerordentlich selten, that no country in the succession of many ages has produced above

*) Der Verfasser des Essays on the Writings and Genius of Pope. S. 111.

three or four persons that deserve the title. The *man of rhymes* may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true *Maker* or *Creator*, is so uncommon a prodigy, that one is almost tempt to subscribe to the opinion of Sir William Temple, where he says: „That of all the numbers of mankind, that „live within the compass of a thousand years, „for one man that is born capable of making a „great poet, there may be a thousand born ca„pable of making as great generals, or ministers „of state, as them oft renowned in story.“

Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein solcher außerordentlicher Mensch ist? Wenn er es wäre: er würde ganz sicherlich ein schlechter Hofprediger seyn. Eben dieser Engländer erkennet unter seinen Landesleuten eigentlich nur drey Männer für Poeten, den Spenser, den Shakespear, den Milton. Eben derselbe spricht Popen den Namen eines Poeten schlechterdings ab. Popen spricht er ihn ab, der unter so vielen vortrefflichen Werken, auch eine Ode

auf

auf die Musik gemacht hat, die wenigstens nicht schlechter ist, als die beste Cramersche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich Cramern mache: zu dem vortrefflichsten Versificateur. Und ich habe Cramern geschmäht, daß ich ihn mit Popen auf Eine Bank setze? Ist denn ein Versificateur nichts als ein Reimer? Kann man der vortrefflichste Versificateur seyn, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu seyn? Diderot, der neueste, und unter den neuen unstreitig der beste, französische Kunstrichter, verbindet keinen geringern Begriff mit dem Namen eines Versificateurs. Quelle difference entre le Versificateur & le Poete! Cependant *ne croyez pas que je méprise le premier: son talent est rare*: mais si vous faites du Versificateur un Apollon, le Poete sera pour moi un Hercule, & vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon sur une massue; jettez sur ses epaules la peau du lion de Nemée, & vous n'en ferez pas un Hercule. Dieses seltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in

dem höchsten Grade: und doch habe ich ihn geschmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geschmäht? Sind seine Schmeichler nicht die unverschämtesten, die unwissendsten, die unter der Sonne seyn können? Wenn sie noch nicht gelernt haben, wie sehr und worin der Poet von dem Versificateur unterschieden ist: so mögen sie es doch nur erst lernen, ehe sie einen ehrlichen Mann, der es zu begreifen gesucht hat, und sich diesem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chicaniren. Wäre das nicht billig? Oder suchen sie es erst aus unsern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen sagen: παρ' ἐμοῖς πόνος ἐ κνάπτεται.

Und der aufrichtige Herr Basedow! Mit aller seiner Aufrichtigkeit ist er ein offenbarer Falsarius. Ich habe, wenn sie meine alten Briefe nachsehen wollen, Cramern den vortrefflichsten Versificateur genannt; und Herr Basedow macht seinen Lesern weis, ich hätte ihn nur einen guten Versificateur genannt, und läßt (S. 9.) diese beyden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigenen

Worte wären. Welch eine schamlose Dreistigkeit! mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen. Ist denn ein guter, mit welchem Beyworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichste ist, mit welchem Beyworte sich leicht nichts Zweydeutiges, nichts Ironisches verbinden läßt? — Ich sage ferner: Cramer besitzt die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen: und Basedow läßt mich ihm nur eine beneidungswürdige beylegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner lasse, wenn ich an seiner Aufrichtigkeit, mit der er so pralet, nicht sehr zweifeln soll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieser Verfälschung, die Sache seines Freundes. Hören Sie doch nur.

„Das poetische Genie des Herrn Hofpredigers, „und besonders zu erhabenen und zugleich lehr„reichen Oden, ist zu bekannt, als daß der Jour„nalist mit Grunde hätte hoffen können, Beyfall

„zu finden, da er es ihm despotisch absprach, und „nichts als die Vollkommenheit eines Versifica„teurs lassen wollte. —

Es ist zu bekannt? Was ist denn zu bekannt? Daß in den Cramerschen Oden (weil es doch mit aller Gewalt Oden heißen sollen) sich Genie zeigt? Das habe ich nie geläugnet. Aber Genie eines Versificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ich ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der Vortrefflichste in seiner Art seyn könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter:

„Ob desselben drey Oden, im ersten Theile des „Nordischen Aufsehers, Anlaß geben, ein solches „Urtheil zu fällen, werden die Leser aus folgenden „Strophen sehen. —

Aus einzeln Strophen will Herr Basedow beweisen, daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären; so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie.

Aus der Ode über die Geburt Christi.

Erst wird er niederknien und streiten
Der Löw aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre sind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu versühnen;
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir sind die Beute seines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen;
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch
Kronen!
Wie herrlich ist der Sieger Lohn!
O kämpfet, o kämpfet, uns krönet der Sohn!

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

Ich, ewig hab' ich es begehret,
Ich habe, Vater, dich verkläret;
Verklären will ich dich noch mehr.
Ich hatte, tief in Qual versunken,
Schon mehr als Einen Kelch getrunken.
Ach wie ist die Hand so schwer!
Allein ich will sie ganz versühnen,
Laß sie in diesen Wunden ruhn!
Vergieb, vergieb, o Vater, ihnen,
Sie wissen, Herr, nicht was sie thun.

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da sie dem Throne nahe kamen,
Ertönt auf einmal ihr Gesang,
Und alle nannten Friedrichs Namen,
Und alle nannten ihn voll Dank.
Uns hat Jehovah sein Leben,
In einer der gnädigsten Stunden gegeben.
Fleug unser Dank, fleug weit umher!
Er, der ihn gab, gedenke seiner!
Wer liebt nicht seine Beherrscher? Doch keiner
Wird billiger geliebt, als Er.

Können Sie Sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist, und ich ein Verläumder bin? Bald beweisen sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in sehr vielen Cramerschen Oden sehr viele, viel schönere Strophen wären: so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen solchen Sänger den vortrefflichsten Versificateur genennet hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher.

Hundert und vierter Brief.

Ich habe geurtheilet: Viele Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: das sey überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordischen Aufseher, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheine. Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verläumdung ausschreiet? Es ist wahr, ich habe es mit keinen Beyspielen bestätiget. Aber mit wie vielen will er es noch bestätiget haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auffallen will. — Aber, wer wird mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß! — Was hilfts? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand. Also z. B.

„Große Beyspiele der Frömmigkeit und Tugend „unter denen, welche sich durch Geburt und Wür-

„den über andere Menschen erheben, sind nicht „allein so rührend, sondern auch so unterweisend „und lehrreich, daß nach meinem Urtheile, selbst „die, welche sie nicht nach ihrer ganzen Größe „kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Re- „ligion das Andenken derselben zu erhalten und „fortzupflanzen verbunden sind, und von der blo- „ßen Furcht, nicht genug von ihnen sagen zu kön- „nen, nie zurückgehalten werden dürfen, öffent- „lich auszubreiten und zu rühmen, was sie davon „wissen, wenn sich zumal alle Stimmen zu ihrem „Ruhme vereinigen ꝛc.

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche Belei- „digung der Tugend; sie erniedriget den Menschen „so tief; die Vernachlässigung und Uebertretung „der edelsten Pflichten ist bey ihren Ausschwei- „fungen so unausbleiblich, und sie hat so viel „nachtheilige und unglückselige Einflüsse, nicht „allein auf die Wohlfahrt derjenigen, welche sich „dadurch der schönsten Vorzüge unserer Natur „berauben, sondern auch auf das öffentliche und „gemeine Beste, daß sowohl der Menschenfreund, „als der Patriot, unter einer dringenden Ver- „bindlichkeit stehet, für sichre und zuverlässige „Mittel besorgt zu seyn, einem so gefährlichen

„Laster Gränzen zu setzen, und den ausschweifenden
„Gebrauch berauschender Getränke zu verhindern ꝛc.

Wie gefallen Ihnen diese Perioden? — Aber sie könnten noch länger seyn. — O Geduld, ich will Sie auch nur erst in Athem setzen. Da sind schon etwas längere z. B.

So sorgfältig sich auch Aeltern in der Erziehung
„ihrer Kinder bestreben mögen, sie von ihrer ersten
„Kindheit an zur Tugend zu bilden, und alles zu
„verhindern, was ihr Herz verderben, oder die
„angeborne Unordnung desselben unterhalten und
„vermehren kann; so nothwendig es auch ist,
„sehr frühzeitig mit denselben, als mit vernünf-
„tigen Wesen umzugehen, die des Nachdenkens
„und der Ueberzeugung fähig sind: so ist es den-
„noch beynahe unmöglich, diese wichtigen End-
„zwecke ohne allen Gebrauch schmerzhafter Mittel
„zu erreichen, ob es gleich eine eben so unläugbare
„Erfahrung bleibt, daß, nach den von Natur sehr
„verschiedenen Charakteren der Kinder, einige der
„Züchtigung mehr, und andere derselben weniger
„bedürfen." — Oder:

„So oft ich mich zurück erinnere, wie sorgfäl-
„tig mein Vater schon in meiner frühesten Jugend

„den Geist der Frömmigkeit und eine lebhafte Nei-
„gung, aus Gehorsam und Liebe gegen das höchste
„Wesen, tugendhaft zu seyn, in meine Seele zu
„pflanzen suchte, und wenn mir mein Gedächtniß
„sagt, vor welchen Ausschweifungen, zu denen ich,
„gleich Andern, starke Reitzungen und Versuchun-
„gen gehabt habe, diese Neigung mich bewahret
„hat: so fühle ich mich allezeit von den zärtlichsten
„Empfindungen der Dankbarkeit durchdrungen,
„ob ich sie gleich durch nichts beweisen kann, als
„nur dadurch, daß ich das Andenken seiner Gesin-
„nungen erhalte, und durch sein Beyspiel andere
„Väter aufmuntere, Kinder, die sie glücklich zu
„machen wünschen, auf eine ähnliche Weise zu
„erziehen.

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Theuerung an Gedanken! Gedanken? Daß man der schändlichen Trunkenheit steuren müsse; daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müsse ꝛc. Kann man abgedroschnere Wahrheiten mit aufgeblasenern Backen predigen? — Mit diesen vier Perioden fangen sich vier verschiedene Stücke an. Und wenn ich Ihnen versichere, daß sich

dreißig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mitte und Ende dem Anfange vollkommen gemäß sind; daß der Verfasser sehr oft mitten in seiner Materie noch weit schleppender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf mein Wort glauben? Nicht? Ich begehre es auch nicht. Aber ihr Athem soll es empfinden. Lesen Sie; nehmen Sie dabey alle ihre Gedanken zusammen: und sagen Sie mir am Ende, was Sie gelesen haben.

„Da sich," hebt das dreißigste Stück an, „in „unsern Zeiten die Bestreitung und Verachtung „der Religion so weit ausbreitet, daß sie auch „die Gespräche des Umganges vergiftet; so ist es „für diejenigen, welche sich nach ihren äußerlichen „Umständen in die Gesellschaften der größern Welt „eingeflochten sehen, nicht genug, mit den Wahr„heiten ihres Glaubens bekannt zu seyn, und die „Gründe einzusehen, die einen vernünftigen Bey„fall wirken. Wer Anfälle zu befürchten hat, der „muß seine Feinde; er muß ihre Stärke, ihre „Waffen, und die Art wie sie streiten, kennen, „damit er sich zur Zeit des Kampfes desto glück„licher vertheidigen könne. Es scheinet zwar, daß

„man von den Einwendungen wider die Wahrheit
„nicht unterrichtet zu seyn brauche, so bald man
„sie nicht aus Vorurtheil und Gewohnheit an-
„nimmt: sobald man sie bekennt, weil es rich-
„tige, überwiegende und unumstößliche Beweise
„waren, die uns überredeten. Allein wenn man
„diese Wissenschaft besitzt, und die Schwäche, die
„Nichtigkeit, und besonders auch die Strafbarkeit
„der Einwürfe kennt: so hat man weniger zu be-
„fürchten, daß die Ruhe unsers Verstandes in der
„Wahrheit eine unerwartete und gewaltsame Er-
„schütterung leiden werde; unsre Vernunft ist
„selbst vor einer plötzlichen Unordnung und Ver-
„dunklung sichrer; man ist vorbereiteter und ge-
„übter zu widerstehen, und ist der rechtschaffene
„Mann, der seinen Glauben liebt, nicht verbun-
„den, denen zu widerstehen, welche die großen
„Grundsätze desselben angreifen, und entweder
„durch künstliche und verblendende Schlüsse, oder
„durch Einfälle, welche voll Witz zu seyn schei-
„nen, ihrer Würde und zugleich ihres Nutzens
„zu berauben suchen? Vielleicht ist seine Ueber-
„zeugung so gewiß und unbeweglich, daß ihn
„keine Einwürfe irren können; aber wenn er in
„irgend einem gesellschaftlichen Gespräche, durch

„solche Zudringungen aufgefordert, welche ihn „verbinden, beleidigte Wahrheiten zu vertheidi„gen, auf gewisse Einwürfe nicht antworten kann; „wenn er nicht fähig ist, ihnen ihren falschen „Schimmer von Wahrheit und Vernunft zu neh„men, und das Falsche in feindseligen Beschuldi„gungen zn entdecken: so wird er wider seinen „Willen die stolzen Verächter seines Glaubens in „der Einbilduug bestärken, daß sie diejenigen, „die sich für verbunden achten, Religion zu ha„ben, weit übersehen; sie werden sein Stillschwei„gen und die Verwirrung, worein sie ihn brach„ten, für einen Triumph über sie selbst halten? „und den Schwächern können sie vielleicht mit „geringerer Mühe zur Gleichgültigkeit gegen „Wahrheiten verführen, die er nicht genug schätzet, „weil er sie nicht genug untersncht hat ꝛc.

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn schon noch einmal lesen müssen. Und wenn Sie denn nun sein Bischen Gedanken weghaben; wollten Sie Sich nicht getrauen, es mit dem siebenten Theile seiner Worte eben so stark und schöner vorzutragen?

Hundert und fünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe sich der Sinn schließet; wenn dergleichen Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel, kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort für Wort zugezählet würden: ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen könnte? Nimmermehr. Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich gesagt habe, der Styl dieses Verfassers im Nordischen Aufseher, „sey „der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata „herpredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans „Ende derselben kommen, den Anfang schon

„mögen vergessen haben, und ihn deutlich hö-
„ren können, ohne ihn im geringsten zu ver-
„stehen?“ Habe ich etwas anders als die strengste Wahrheit gesagt? Freylich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstyl; freylich predigen nicht alle seichte Homileten so: sondern nur die seichten Homeliten predigen so, die in Mitternachts Rhetorik das Kapitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studiert haben.

Welche invidiöse Wendung aber Herr Basedow dieser meiner Kritik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nehmlich, was ich wider diesen vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers sage, soll ich wider den Herrn Hofprediger Cramer gesagt haben. Von diesem, dem Herrn Hofprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit, ohne den geringsten Beweis, gesagt haben: sein Styl sey der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten ꝛc. — Träumt Herr Basedow? O, so träumt er sehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des Nordischen Aufsehers: so sey er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein; das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als Nordischen Aufseher geht? Muß die Kritik, die einzelne Blätter von ihm trifft, alle seine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn Basedow sagte: Mein Herr, in dieser Ihrer Ausdehnung meines Tadels, ist eben so wenig Billigkeit, als Verstand. Habe ich damit gesagt: in allen Basedowschen Schriften sey eben so wenig Billigkeit als Verstand?

Ich habe immer geglaubt, es sey die Pflicht des Kritikus, so oft er ein Werk zu beurtheilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabey zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlech-

tere,

tere, oder noch bessere geschrieben habe: und nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begriff man sich aus diesem gegenwärtigen allein, mit Grund von ihm machen könne. Das, sage ich, habe ich geglaubt, sey die Pflicht des Kritikus. Ist sie es denn nicht?

Hätte ich zu verstehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers, wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofpredigers Cramer zu machen sey: so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben; ich würde den Herrn Cramer dabey genennt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bey dem allgemeinen Urtheile über seine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhandlungen, die in den Bremischen Beyträgen und den vermischten Schriften zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe; daß er diese Schreibart von seinem Chrysostomus und Bossuet nicht könne ge-

lernt haben? Ob er sie in seinen Predigten hat, das weiß ich nicht; denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weiß ich, wenn er diese Schreibart in seinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger bedaure; daß ich seine Zuhörer bedaure. Aber es kann nicht seyn: es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrschen; oder er verkennet die geistliche Beredsamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer, hat je das Wort des Herrn in solchen Ciceronischen Perioden verkündiget? In Perioden, die Cicero selbst nur alsdann flocht, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kitzeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen, wenn er mehr betäuben, als überzeugen wollte?

Und im Grunde sind das nichts weniger, als Ciceronische Perioden, die Arthur Ironside macht. Man suche mit Fleiß die allerlängsten aus den Reden des Römers, und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie sowohl unter

den Worten, als unter den Gedanken, so gewaltig vernachlässigt ist. Und nur diese Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie eben so selten eingestreuet werden, als es die kurzen und einfachen bey ihm sind.

Unterdessen muß bey dem Herrn Basedow Cicero doch derjenige seyn, dessen Beredsamkeit noch größere Armseligkeiten des Arthur Ironside decken, und wenn Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie erinnern Sich der ekelhaften Ausdehnung des Gleichnisses von einem Menschen, der ein kurzes und blödes Gesicht hat *). Herr Basedow gesteht zwar selbst, daß dieses Gleichniß um fünf bis sechs Zeilen kürzer seyn könnte; aber können Sie Sich einbilden, was er gleichwohl davon sagt?

„Ich gestehe es," sagt er, „einige große Schrift-
„steller, die mehr Demosthenisch als Tullianisch
„sind, würden hier ein so ausführliches Gleich-

*) Man sehe oben S. 170.

„niß nicht gewählt haben. Aber wer war größer,
„Tullius oder Demosthenes? Viele gute Schriftsteller würden dies Gleichniß nicht so haben ausführen können, wenn sie auch gewollt hätten.
„Aber diese würden auch dadurch gezeigt haben,
„daß ihnen eine gewisse Art der Größe in der
„Beredsamkeit fehle, die man an einem Cramer
„mit Ehrerbietung bewundert. —

Da haben wir's! Nun will ich gern nicht stärker in den Herrn Basedow dringen; nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir doch ein ähnliches so ausgerecktes Gleichniß bey dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er gestehen müßte, daß auch bey dem Tullius keins anzutreffen wäre, was hätten wir nach der einsichtsvollen Frage: Aber wer war größer, Tullius oder Demosthenes? anders zu erwarten, als die zweyte Frage: Aber wer ist größer, Tullius oder Cramer? — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern und schweigen.

Hundert und sechster Brief.

Welche verrätherische Blicke Herr Basedow in das menschliche Herz schießt! Auch meines

liegt so klar und aufgedeckt vor seinen Augen, daß ich darüber erstaune. — Sie erinnern Sich, daß mir das Blatt, in welchem der Nordische Aufseher beweisen will, ein Mann ohne Religion könne kein rechtschaffener Mann seyn, mißfiel. Ich glaubte, es mißfiele mir deswegen, weil darin von einem unbestimmten Satze unbestimmt raisonniret werde. Aber nein; mein Mißfallen hat einen andern Grund. Herr Basedow weiß, daß es mir deswegen mißfallen habe, „weil in demselben Einigen, die „ich selbst für rechtschaffene Männer halte, die„ser beliebte Name abgesprochen wird." Ich erschrak, als ich diese Worte zum erstenmale las. Ich las sie noch einmal, um zu sehen, ob ich wenigstens nicht ein Vielleicht dabey überhüpft hätte. Aber da war kein Vielleicht. Was Herr Basedow weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwissender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz so vollkommen, so vollkommen, daß — daß mir das Ihrige ganz Finsterniß, ganz Räthsel ist. — Mag ich es doch auch nicht kennen.

Die vornehmste Erinnerung, die ich dem Aufseher gegen seine Erhärtung eines so strengen Ausspruchs machte, war diese, daß er das Wort, ein Mann ohne Religion, in dem Beweise ganz etwas anders bedeuten lasse, als es in dem zu beweisenden Satze bedeute. Und diese Zweydeutigkeit habe ich eine Sophisterey genennt. Der Text ist lustig, den mir Herr Basedow darüber liefet.

Gesetzt, sagt er, daß es mit diesem Vorwurfe auch seine Richtigkeit hätte;

„ist es nicht ein menschlicher Fehler der größ„ten Philosophen, sich selbst durch eine unver„merkte Zweydeutigkeit der Worte zu hintergehen? „Niemand hat noch eine Methaphysik ohne Fehler „geschrieben, und ich getraue mir zu sagen, daß „die Fehler in dieser Wissenschaft mehrentheils „aus der Zweydeutigkeit der Worte entstehen. „Wer nur solche Zweydeutigkeiten nicht mit Fleiß „braucht, um Andere zu verblenden, wer in ein „solches Versehen nicht oft verfällt, wer sich nicht, „wenn man ihm seinen Fehler entdeckt hat, durch „neue Zweydeutigkeiten hartnäckig vertheidiget: „der kann allemal ein großer und verehrungswür-

„diger Mann seyn, und dem kann man, ohne Lust
„an gelehrten Scheltworten, nicht Sophistereyen
„und Fechterstreiche vorwerfen. Sonst müßte kein
„Leibnitz, Wolf, Mosheim, ja kein großer
„Mann von seinen Beurtheilern mit Recht ver-
„langen können, daß er mit solchen unhöflichen
„Vorwürfen möchte verschont bleiben. —

Ich verstehe von der Höflichkeit nichts, die Herr Basedow hier prediget. Er nennet gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als Scheltworte sind. Wenn ein großer Mann eine Sophisterey begehet, und ich sage, daß er eine begangen hat; so habe ich das Kind bey seinem Namen genannt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn deswegen einen Sophisten nennte. Man kann sich einer Sophisterey schuldig machen, ohne ein Sophist zu seyn: so wie man eine Unwahrheit kann gesagt haben, ohne darum ein Lügner zu seyn: so wie man sich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu seyn. Herr Cramer ist ein großer und verehrungswürdiger Mann. Nun ja; und er soll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn,

von einem großen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der einem großen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Wahrheit, und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird; und hat er sich wo geirrt, so ist es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umstände sagt: das und das dünkt mich eine Sophisterey: als wenn man viel von menschlichen Fehlern der größten Philosophen präliminiret, und ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal so gemacht hat, wie er es macht, daß man auch einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie, wie Herr Basedow beweisen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falsch sey. Er anglisiret in dieser Absicht das ganze Blatt; und es ist nöthig, daß ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: Keine Rechtschaffenheit ist ohne Religion.

„Erster Beweis. Ein Rechtschaffener sucht „die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen ge- „gen Andere folgen, allesammt getreu und sorg- „fältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten „gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion „nicht zu erfüllen trachtet.

Erster Zusatz. Polidor, dessen unerschöpf- „licher Witz über Lehren spottet, die er niemals „untersucht hat, und Lehren lächerlich macht, „ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es ver- „dienen, ist also kein rechtschaffener Mann, ob er „gleich seine Zusage hält, und zuweilen mitleidig „ist, welches vielleicht noch eine Wirkung des in „der Jugend gelernten Katechismus seyn kann, „den er nunmehr verachtet.

„Zweyter Zusatz. Der Mensch hat eine „natürliche Neigung zu denen Handlungen, die, „wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, „rechtschaffen heißen. Aber diese Neigung ist „in hohem Grade schwach und unzuverlässig.

„Zweyter Beweis. Ein Rechtschaffener muß „eine gründliche Erkenntniß von den Gegenstän- „den haben, gegen welche man rechtschaffen han- „deln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß „kömmt, gelangt er auch zur natürlichen Erkennt-

„niß Gottes; und durch diese zum Wunsche ei„ner Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, „eine vorgegebene Offenbarung ohne sorgfältige „Untersuchung nicht zu verwerfen, viel weniger „zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge „des ersten Beweises) nicht rechtschaffen.

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der Lei„denschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, „der weder geoffenbarte noch natürliche Religion „hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen „geneigt sey, und also in dieser eingeschränkten „Bedeutung ein rechtschaffener Mann seyn könnte. „Man hat aber bessern Grund es zu hoffen, wenn „er die Religion in seinem Verstande für wahr „hält, und sein Herz zur Ausübung derselben „gewöhnt.“

Was für eine kleine, unansehnliche, gebrechliche Schöne ist der Nordische Aufseher, wenn man ihm seine rauschende Einkleidung, seinen rhetorischen Flitterstaat, seine Kothurnen nimmt. Eine solche Venus kann nicht sagen: ich bin nackend mächtiger, als gekleidet. Gegen sie darf Minerva nur ihre Eule zu Felde schikken. — Doch lieber keinen Witz! Herr Basedow

ist ein Todfeind von allem Witze. Er erwartet Gründe; und wie können Gründe bey Witz bestehen?

Eelauben Sie mir also, eine ganz trockene Prüfung der drey Beweise, wie sie Herr Basedow ausgezogen hat, anzustellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Worts ein Mann ohne Religion mit ihm einig werden. Ein Mann ohne Religion also, heißt entweder ein Mann, der kein Christ ist, der diejenige Religion nicht hat, die ein Christ vorzüglicher Weise die Religion nennet: das ist die erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Christ, noch Jude, noch Türke, noch Chineser ꝛc. weiter als dem Namen nach ist, der aber eine natürliche Religion erkennt, und die Wahrheiten derselben auf sich wirken läßt: das ist die zweyte Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der sich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen kann; der alle Pflichten gegen ein höheres Wesen läugnet:

das ist die dritte Bedeutung. Mehr als diese drey Bedeutungen sollte das Wort: ein Mann ohne Religion, nicht haben. Allein, ich weiß nicht wie es gekommen ist, daß man ihm auch eine vierte giebt, und einen Mann — ich will sogleich den rechten Ausdruck brauchen — einen Narren oder Bösewicht darunter verstehet, der über alle Religion spottet.

Nun lassen Sie uns sehen, auf welche von diesen vier Bedeutungen der erste Beweis passet. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen Andere folgen, allesammt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet. Gut. Aber was für ein Mensch ohne Religion? In der ersten Bedeutung? Nein. Denn ist er schon kein Christ, so erkennet er doch als Türke, oder Jude ꝛc. Pflichten gegen Gott, und trachtet diese Pflichten zu erfüllen. In der zweyten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieser erkennet Pflichten gegen Gott, die er zu

erfüllen, trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkannte, und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bey jenem die rechten Pflichten sind; ob sie bey diesem hinlänglich sind: das ist hier die Frage nicht. Genug, jener glaubt, daß es die rechten sind; dieser glaubt, daß sie hinlänglich sind. Also wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung passen? Auf einen Menschen, der gar keine Pflichten gegen ein höchstes Wesen erkennet? Eben so wenig. Denn gegen diesen ist der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel? Man setzt nehmlich das, was er läugnet, als bewiesen voraus, und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennet. Sollte dieser Beweis gelten: so mag sich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihn ein Papist nicht gegen ihn selbst kehret, und in der nehmlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Christ sey. Der Papist dürfte nehmlich nur sagen: Ein guter Christ suchet die Pflichten, die ihm seine Religion auflegt, allesammt getreu und sorgfältig zu erfül-

len. Nun legt ihm diese auch Pflichten gegen den Papst auf, die Pflicht nehmlich, dieses Oberhaupt der Kirche für untrüglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet. Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernst etwas anderes darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unserer dritten Bedeutung, zu seiner Vertheidigung vorbringen würde? Das ist unwidersprechlich, sollte ich meynen. Also zur vierten Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion spottet? Hier giebt es zu unterscheiden. Entweder er spottet darüber, weil er von der Falschheit aller Religion überzeugt ist; oder er spottet darüber, ohne diese Ueberzeugung zu haben. In dem ersten Falle trift ihn der Beweis eben so wenig, als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber ist er ein Rasender, dem man schlechterdings die gesunde Vernunft, und nicht bloß die Religion, absprechen muß. Gegen diesen hat Herr Cramer Recht; vollkommen

Recht: ein Rasender, ein Mann ohne gesunde Vernunft, kann kein rechtschaffener Mann seyn.

Und das hat Herr Cramer mit seinem ersten Beweise bewiesen! Doch die Wahrheit ist mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen sollte, als er bewiesen hat. Aus seinem Beweise erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion spottet, weil er von der Falschheit derselben überzeugt ist, kein rechtschaffner Mann sey; aber dennoch ist es wahr: er ist keiner. Allein er ist nicht deswegen kein rechtschaffner Mann, weil er keine Religion hat, sondern weil er spottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen, wenn er durch Spöttereyen arme Blödsinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verräth Lieblosigkeit, wenigstens Leichtsinn; und handelt unrechtschaffen an seinen Nächsten. Denn auch sogar ein Christ, der gegen Mahometaner über den Mahomet spotten, weiter nichts als spotten wollte, würde kein

rechtschaffner Mann seyn. Er lehre, wenn er glaubt, daß seine Lehren anschlagen werden; und sey überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, sich ohne sein Zuthun von selbst verspotten wird.

Bey dem allen scheinet es, als habe es Herr Cramer selbst empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, sondern mit einem Religionsspötter zu thun habe; und zwar auch nur mit diesem in so fern er spottet, und nicht in so fern er keine Religion hat. Denn was ist sein Polidor, den er in dem ersten Zusatze seines Beweises, zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders, als ein Religionsspötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmsten, dem man unmöglich einen Funken Menschenverstand zugestehen kann; denn er spottet über Lehren, die er niemals untersucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Und das heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wenn

wenn man einen Lahmen beschreiben wollte: ein Lahmer sey ein Mensch ohne Flügel.

Ich wende mich zu dem zweyten Beweise. „Ein Rechtschaffener muß eine gründliche Er„kenntniß von den Gegenständen haben, ge„gen welche man rechtschaffen handeln muß. „Indem er zu dieser Erkenntniß kömmt, ge„langt er auch zur natürlichen Erkenntniß Got„tes; und durch diese zum Wunsche einer Offen„barung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vor„gegebene Offenbarung, ohne sorgfältige Un„tersuchung, nicht zu verwerfen, viel weniger „zu verspotten. Thut er es; so ist er (vermöge „des ersten Beweises) nicht rechtschaffen. —

Das ist ein Beweis! und ein zweyter Beweis? Wenn doch Herr Basedow so gut seyn wollte, ihn in eine syllogistische Form zu bringen. Doch er fühlt es selbst, daß dieses Geschwätz auf den ersten Beweis hinausläuft; daß es weiter nichts ist, als der erste Beweis auf den Religionsspötter näher eingeschränkt. Und in wie fern der Satz von diesem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm, nicht in so fern er keine Religion hat, sondern in so fern er spottet.

Also der dritte Beweis:

„Wegen der Macht der Leidenschaften ist „nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der we„der geoffenbarte noch natürliche Religion „hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfül„len geneigt sey, und also in dieser einge„schränkten Bedeutung ein rechtschaffner Mann „seyn könne. Man hat aber bessern Grund „es zu hoffen, wenn er die Religion in sei„nem Verstande für wahr hält, und sein Herz „zur Ausübung derselben gewöhnt.

Auch dieses Raisonnement ist kein Beweis unsers Satzes. Herr Basedow hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu verstehen. Ich sage nehmlich: hier ist die ganze Streitfrage verändert; anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit seyn könne, sucht man nur taliter qualiter so viel zu erschleichen, daß es wahrscheinlicher sey, es werde eher ein Mann von Religion, als ein Mann ohne Religion, rechtschaffen handeln. Aber weil jenes wahrscheinlicher ist, ist dieses darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit ist gleichwohl in dem Satze die Rede: es kann keine Rechtschaffenheit ohne Religion seyn.

Herr Basedow sagt selbst: es solle diesem Beweise der zweyte Zusatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweyte Zusatz?

„Der Mensch hat eine natürliche Neigung „zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem „rechten Grunde geschehen, rechtschaffen hei„ßen. Aber diese Neigung ist in hohem Grade „schwach und unzuverlässig."

Warum ist sie so schwach und unzuverlässig? Wegen der Gewalt der Leidenschaften. Und diese zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unsere Leidenschaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unsern Verhältnissen gegen ein höchstes Wesen in gar keiner Verbindung stehen? Ich sollte es meynen. Haben wir nun dergleichen; so kann jene natürliche Neigung zu rechtschaffnen Handlungen, so schwach und unzuverlässig sie wegen der Leidenschaften immer seyn mag, wenn wir diese ihre Hindernisse aus dem Wege räumen, auch ohne Religion stark und zuverlässig werden. Und kann sie das, wie steht es um den Cramer-

ſchen Beweis? Iſt es nicht offenbar, daß er ihn durch dieſen Zuſatz ſelbſt untergraben hat? Herr Baſedow ſage nicht: aber die Religion giebt uns noch mehr Gründe, unſre Leidenſchaften zu bemeiſtern ꝛc. Das gebe ich zu.

Allein, habe ich damals ſchon erinnert, kömmt es denn bey unſern Handlungen bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intenſion derſelben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernſtlich nachgedacht habe, eben ſo viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigſten Theil von jenem Nachdenken geſchenkt habe? Wenn Herr Baſedow das nicht verſteht, ſo kann ich ihm freylich nicht helfen; und man muß ihm erlauben, ſo lange zu ſchwatzen als er will.

Und wahrhaftig, ſein Geſchwätz erregt Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mann ohne Religion ein ſehr unbeſtimmtes Wort ſey; aber doch meynet er, habe Herr Cramer nicht nöthig gehabt, es zu beſtimmen. Und warum nicht?

„Der Herr Hofprediger," sagt er, „trägt im „Nordischen Aufseher kein System vor, und hat „die Absicht nicht, allen möglichen Chikanen eines „Widersachers auszuweichen. Sonst hätte er aller„dings ausdrücklich anzeigen müssen, ob er unter „einem Manne ohne Religion, einen solchen „verstehe, der gar keine hat, oder nur denjenigen rc.

Kann man eine größere Absurdität sagen? Deswegen, weil der Herr Hofprediger kein System schreibt, darf er unter eben demselben Worte, bald das, bald jenes verstehen? Herr Basedow wird nie ein System schreiben: ich wette darauf.

In dem ersten Beweise, fährt er fort, meynet Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion; in dem zweyten einen leichtsinnigen Spötter der Religion; und in dem dritten wieder einen Manne ohne alle Religion. Als dem Verfasser eines Wochenblatts, versichert er, sey ihm diese Vertauschung erlaubt gewesen; und ich verdiene den Abscheu der Welt, und habe das schwärzeste Laster begangen, weil ich Bösewicht geglaubt habe: der Nordische Aufseher müsse und wolle in dieser ganzen

Abhandlung den Satz: ohne Religion ist keine Rechtschaffenheit, in einer und derselben Bedeutung verstehen.

Das habe ich leider geglaubt. Ja, ich habe sogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Mann ohne Religion, bloß einen Mann verstehe, der die christliche Religion in Zweifel ziehet. Denn ich Bösewicht setzte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben sagen wollen; er werde doch lieber etwas Falsches (das ihm aber wahr scheine), als gar nichts haben sagen wollen. Nun aber, da uns Herr Basedow sein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe sagen wollen; muß ich mich freylich auf den Mund schlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich schäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte!

Hundert und siebenter Brief.

Herrn Cramer muß es also hier gegangen seyn, wie es allen geht, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden lassen. Man glaubt

eine große Wahrheit erhascht zu haben; man will sie der Welt ins Licht setzen: indem man damit beschäftiget ist, fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu seyn schien; unterdessen hat man sein Wort gegeben; das will man halten: man dreht sich itzt so, itzt anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab, und schließt endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiset, als man zu beweisen versprach: doch immer mit der Versicherung, daß man das Versprochene bewiesen habe.
Amphora coepit institui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtschaffenheit seyn! Diesen großen Satz wollte Herr Cramer beweisen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigstens so zu brandmarken, daß sich keiner seiner Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfte. Der Vorsatz war vortrefflich, und eines eifrigen Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß sich die Wahrheit nicht immer nach unsern guten Absichten

bequemen will. Nicht will? O, sie wird müssen: wir verstehen uns aufs Beweisen.

„Denn, sagt Herr Cramer, ein Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob er sich gleich von demjenigen befreyet achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, ist — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffener Mann gegen Gott zu seyn."

Da steht der Beweis; und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er seinen Beweis noch einmal: „Ein Rechtschaffener sucht alle Pflichten zu erfüllen, auch die Pflichten der Religion; nun sucht ein Mann ohne alle Religion diese nicht zu erfüllen, ergo — Denn er hält sie für keine Pflichten:" fällt ihm ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. „Er hält sie für keine? das ist etwas anders. So fällt mein Beweis in die Brüche. Ich striche ihn gern aus, wenn ich nicht alles ausstreichen müßte. Ich muß sehen, wie ich mir helfe."

Geschwind schlägt er also die Volte, und schiebt uns für einen Mann ohne alle Religion, einen Religionsspötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat. — „Und so einer „kann doch kein rechtschaffner Mann seyn? — „Kein Mensch wird ihn dafür erkennen. — „Kein Mensch? Ja, nun habe ich zu wenig be„wiesen. Vorhin zu viel, itzt zu wenig: wie „werde ich es noch machen, daß ich mich mit „meinem frommen Paradoxo durchbringe?" —

So denkt er, und schleicht sich stillschweigend aus dem Paradoxo in die angränzende Wahrheit. Anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit seyn könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtschaffenheit zu vermuthen sey, als wo keine ist. Das, sage ich, beweiset er; versichert aber, jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun ihr Herren Basedows:

— — Jovis summi causa clare plaudite!

Wie gesagt: so muß es Herrn Cramer hier gegangen seyn. Er versprach etw as zu beweisen, wobey wir alle die Ohren spitzten, und currente calamo bewies er etwas, was keines Beweises bedarf. Ich aber, der ich mir dieses von Herrn Cramer nicht sogleich einbilden konnte, that ihm dabey Unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wollte. Ich glaubte nehmlich: er verstehe unter einem Manne ohne Religion, einen Mann ohne Christenthum; ich hielt ihn für einen übertriebenen Eifrer, um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Dispüts kaum zu reden erlaubt ist.

Hundert und eilfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Basedow in Ansehung des zweyten Mitarbeiters an dem Nordischen Aufseher, des Herrn Klopstock, mit aller Gewalt setzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünf und zwanzigste Stück," sagt Herr Basedow, „von einer dreyfachen Art über

„Gott zu denken, dessen Verfasser der Herr Klop-„stock ist, wird von dem Herrn Journalisten sehr „feindselig angegriffen. Er muß vermuthlich das „Klopstockische Siegel nicht darauf gesehen haben, „wie auf andern Stücken desselben Verfassers, von „welchen er mit Hochachtung redet. —

Herr Basedow will vermuthlich hier spotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurückfallen. Denn gesetzt, ich hätte allerdings das Klopstockische Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es bloß deswegen, ohne fernere Untersuchung, für gut, für vortrefflich halten sollen? Hätte ich schließen sollen: weil Herr Klopstock dieses und dieses schöne Stück gemacht hat; so müssen alle seine Stücke schön seyn? Ich danke für diese Logik.

„Herr Klopstock," heißt es an einem andern Orte, „so gewogen der Kritikus sich demselben „auch anstellt" rc. Anstellt? Warum denn anstellt? Ich kenne den Herrn Klopstock von Person nicht; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht schaden, er soll mir nichts helfen: was hätte ich denn also nöthig, mich

gegen ihn anzustellen? Nein, ich versichere den Herrn Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin; so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bey mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, mit sammt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel, ohne zu straucheln, gehet.

Wer heißt den Herrn Klopstock philosophiren? So gewogen bin ich ihm freylich nicht, daß ich ihn gern philosophiren hörte. Und können Sie es glauben? Herr Basedow selbst ist in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden! Sie wissen, was ich dagegen erinnert habe. Erstlich daß er uns mit seiner dritten Art über Gott zu denken, nichts Neues sage; das Neue müßte denn darin liegen, daß er das Denken nennet, was Andere Empfin-

den heißen. Das räumet Herr Basedow ein, und fragt bloß:

„Ob man denn über alte Dinge etwas Neues „sagen müsse? Und ob denn Herr Klopstock „nicht das Recht gehabt habe, das Wort Den„ken anders zu nehmen, als es in der üblichen „Sprache einiger Systeme genommen werde?

Ich selbst habe ihm dieses Recht zugestanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen ist, protestiret; als worin mein zweyter Einwurf bestand. Er sagt nehmlich, daß man durch die dritte Art über Gott zu denken, auf neue Wahrheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und schwach wäre, das, was wir dabey dächten, auszudrücken. Ich sage: keine neue Wahrheiten! Und was sagt Herr Basedow?

„Ich gestehe, es wäre vielleicht nicht ganz ab„zurathen gewesen, den Ausdruck neue Wahrhei„ten zu vermeiden, oder ihn vielmehr zu erklären."

Das gesteht Herr Basedow, und doch zankt er mit mir. Ja freylich; wenn es erlaubt ist,

allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben: so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hätte ich wirklich das Klopstockische Siegel auf dem gedachten Stücke nicht gesehen? O nur allzudeutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzudeutlich zu verstehen gegeben. Ich schrieb nehmlich: „Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloß gegeben, so „etwas auch nur vermuthen zu können.“ Dieses Er war nicht umsonst in dem Manuscripte unterstrichen, ward nicht umsonst mit Schwabacher gedruckt. Dieses Er war Herr Klopstock. Denn Herr Basedow wird wohl wissen, wofür die Gottschede und Hudemanne Herrn Klopstock halten. Dieser Leute wegen that es mir im Ernst leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beschuldigungen auf gewisse Weise zu Statten komme.

Und so wenig ich aus des Herrn Klopstocks Philosopie mache, eben so wenig mache ich aus seinen Liedern. Ich habe davon gesagt: „sie wären so voller Empfindung, daß man oft „gar nichts dabey empfinde.“ Herr Basedow hingegen sagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es ist, wie „mich dünkt, ganz so gedankenreich und schön, „wie die folgende Strophe:

Jesus, Gott, wird wiederkommen.
Ach, laß uns dann mit allen Frommen
Erlöst zu deiner Rechten stehn!
Ach du müssest, wenn in Flammen
Die Welt verschmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen, dich zu sehn!
Dann setz' auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hosianna!
Zur Seligkeit
Mach uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Das nennt Herr Basedow gedankenreich? — Ist das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? — Damit aber

Herr Basedow und seines gleichen, nicht etwa meynen mögen, daß mein Urtheil über die Klopstockischen Lieder ein bloßer witziger Einfall sey, so will ich ihnen sagen, was ich dabey gedacht habe. Es kann wahr seyn, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bey ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg, und uns nicht mittheilen wollte: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabey gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die, von Seiten seiner, so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabey empfindet. Der Hamburgische Anzeiger sagt, es sey ihm dieses mein Urtheil eben so vorgekommen, „als ob jemand

„von

„von Lessings schönen Fabeln urtheilen wollte, „sie wären so witzig, daß sie oft ganz aberwitzig „darüber würden." Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Desto schlimmer aber für Lessingen, wenn seine Fabeln nichts als witzig sind!

Hundert und sieben und zwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Aesopischen Zahnschreyer, Herrmann Axel, den die Schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren *) mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreyern besonders dadurch, daß er sehr wenig redete. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnackische

*) In Bodmers neuen kritischen Briefen welche 1749 zuerst herauskamen, war der launigt seyn sollende Charakter eines Fabelmachers, unter diesem Namen, angeführt, und hernach mehrmals gebraucht worden. N.

Mann war in der Schweiz überall willkommen;
er durfte ungebeten bey den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüssig bezahlt sey. Unter andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzählen: wie die Gauchlinger über ihre böse Bach rathschlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhosen anstatt Pluderhosen tragen wollen; wie die Gauchlinger ꝛc. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papiere gebracht, und sie in den Freymüthigen Nachrichten, in den Kritischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln, zum ersten, zweyten, dritten und der Himmel gebe, letztenmale drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Herrmann Axel noch lebt? daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? Seine allzu gutwilligen Zuhörer hatten ihn und den Aesopus so oft zusammen genennt, bis er sich wirklich für einen zweyten

Patäcus (ὁς ἐφασκε την᾽Αισωπȣ ψυχην ἐχειν*) gehalten. Nun fiel Leßingen vor kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln, und verschiedenes wider die Axelische Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind. Herrmann Axel spricht zwar wenig; aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um sich werfen. Er wird — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat. Leßingische unäsopische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Lesings von der Kunst Fabeln zu verfertigen**).

*) Plutarch im Leben des Solons.

**) Zürich, 8.

Dieses Buch, welches um die Hälfte stärker ist als die Lessingschen Fabeln selbst, hat so viel sonderbare Seiten, daß ich kaum weiß, von welcher ich es Ihnen am ersten bekannt machen soll. So viel läßt sich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen bestehet. Jene sollen spöttische Parodieen auf Lessings Fabeln seyn; und in diesen soll die Lessingische Theorie von den Fabeln mit Gründen bestritten werden. Herrmann Axel dünkt sich in Schimpf und Ernst maitre passé: er will nicht bloß die Lacher auf seiner Seite haben, sondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengesichtern an, und hört mit Runzeln auf. Aber woher weiß ich es, werden Sie fragen, daß Herrmann Axel der Verfasser von diesen Lessingischen unäsopischen Fabeln ist? Woher? Er hat sich selbst dazu bekannt, indem er verschiedene von den Fabeln, die ihm in den Kritischen Briefen beygelegt werden, hier wieder aufwärmt, und zum viertenmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht diese sowohl als jene seine wären;

wenn er nicht beyde für Geburten von ihm erkannt wissen wollte?

Lesen Sie nur gleich die erste Fabel, um alle die Beschuldigungen auf einmal zu übersehen, die er seinem witzigen Antagonisten macht. Witzig ist hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen sagen. Denn mit allem würde Lessing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit seinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

Die neue Fabel-Theorie.

„Ich saß an einem murmelnden Bache auf einem glatten Steine, und rief die Muse an, die den Aesopus seine Fabeln gelehrt hatte. Indem kam mit seltsamen Bocksprüngen eine Gestalt wie eines Faunus aus dem nahen Walde hervor, er kam gerade auf mich zu, und sagte: die Muse hört dich nicht; sie ist jetzo beschäftiget einem Poeten beyzustehen, der den Tod Sauls und Jonathans singt. Ich will statt ihrer dir bey deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge der Musen, und diene den Poeten und Malern nicht selten bey ihrer Arbeit; sie nennen mich Capriccio; ich bin jener Geist,

— — ille ciens animos & pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

„Die Deutschen haben mir noch keinen Namen ge-
„geben, und nur wenige von ihnen kennen mich.
„Ich machte eine tiefe Verneigung, und sagte,
„daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd
„zu gehen. Diese Mühe, sagte er, können wir
„uns sparen; dafür wollen wir im Aelian und
„Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn
„wir ihre Geschichten bald eher abbrechen, bald
„weiter fortführen, bald einzelne Umstände her-
„ausnehmen, und eine neue Fabel darauf bauen,
„oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen,
„werden wir an Fabelwildbrett niemals Mangel
„haben. Jede Folge von Gedanken, jeder Kampf
„der Leidenschaften, soll uns eine Handlung seyn.
„Warum nicht? Wer denkt und fühlt so mecha-
„nisch, daß er sich dabey keiner Thätigkeit bewußt
„sey? Zu derselben brauchen wir auch die innere
„Absicht der aufgeführten Personen nicht; es ist
„genug an unserer Absicht. Nur laßt uns nicht
„vergessen, unsrer Fabel die Wirklichkeit zu ge-
„ben, mit dem Es war einmal — Ich erlasse dir
„auch die kleinen sonderbaren Züge in den Sitten
„der Thiere. Du hast genug an den allgemeinen

„bekannten, und diese magst du erhöhen, so weit „du willst, und sie so nahe zur menschlichen Natur „bringen, als du willst. Der müßte ein Dumm-„kopf seyn, der deine Fabeln lesen wollte, um die „Naturgeschichte darin zu studieren.

„Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln be-„kommen; aber es werden wohl Stoppische seyn. „Um Vergebung, versetzte er, nicht Stoppische „sondern Lessingische. In diesen letzten Tagen „ist Lessing den Menschen geschenkt worden, „Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu verdauen, „zu verbessern, und unter die scientifische Demon-„stration zu bringen. Wir können ihm die Ver-„antwortung überlassen. Er kann sich mit Witz „aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und „er hat Unverschämtheit übrig, den Mangel an „Gründlichkeit zu ersetzen.

„Lasset uns, sagte ich, das Werk ohne Verzug „angreifen. Hilf mir, muntrer Capriccio, zu „Reimen oder Hexametern, zu Gemälden, zu „Zeichnungen der Oerter, der Personen, der Stel-„lungen, zu Gedanken die hervorstechen, zu An-„spielungen. Fort mit dem Plunder, versetzte „er; den können wir gänzlich entbehren. Wozu „braucht die Fabel Anmuth? Willst du das Ge-

„würze würzen? Kurz und trucken; mehr ver-
„langt unser Lehrer nicht: gute Prose —

„Entschuldige dich denn mit deinem Unvermögen, gieb deine Grillen für Orakel; du wirst weder der Erste noch der Letzte seyn, der das thut. —

„Alles, was er mir sagte, dünkte mich seiner „satyrischen Gestalt und seinem bocksmäßigen Namen zu entsprechen. Indessen folgte ich ihm, „und verfertigte auf einem Stein folgende Fabeln.

Wie gefällt Ihnen das! Die Schnacke ist schnurrig genug; aber lassen Sie uns doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich gründet. Erst eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweizern verdorben? Noch im Jahr 1749, als sie uns die Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, stand Capriccio bey ihnen in sehr großem Ansehen*). Da war er der poetische Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in den abgelegensten dunkelsten

*) S. Bodmers neue kritische Briefe den XLII und XLIIIsten Brief. N.

Winkel der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater sein Gedicht auf den Knaben Jesus machen helfen; da hatte er auch deutschen Dichtern die vortrefflichsten Dienste gethan; den einen hatte in einer zärtlichen Elegie seine Liebe derjenigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte, noch niemals gesehen hatte;" der andere war durch ihn in einer choriambischen Ode „bis in die Tiefen jener Philosophie gelangt, in welchen er sich mit seinen Freunden noch als Atomos, die allererst aus der Hand der Natur kamen, erblickte, bevor sie noch geboren waren, doch sich nicht ganz unbewußt"

Klein wie Theilchen des Lichts ungesehen schwärmten;
— wie sie — auf einem Orangeblatt
Sich zum Scherzen versammelten,
Im wollüstigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit schwatzend beflügelten.

Das alles war und that Capriccio bey den Schweizern 1749. Und was lassen sie ihn 1760 thun? Schlechte Lessingische Fabeln machen. Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber desto größere mit den Schweizern. Capriccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit.

Lætitia in terras ſtellato ex aethere venit,
Cui comes ille ciens animos & pectora verſans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und seit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der Fröhlichkeit, und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge, zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein ernstes, schwermüthiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; sie glaubten sich in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: was machst du? und zu dem Capriccio; du bist toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner

Groll gegen diesen mit unter. Er war ihnen in dem Noah nicht munter genug gewesen; er hatte ihnen da nicht genug seltsames poetisches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden ist, die nicht gern ins Wasser gehen; und besonders nicht gern in so gefährliches Wasser, als die Sündfluth. Da dachten die Schweizer: willst du uns nicht, so wollen wir dich auch nicht; lauf! Man hört es zum Theil aus ihrem eigenen Geständnisse. Einer von ihren Poeten singt itzt den Tod Sauls und Jonathans: ist Capriccio bey ihm? Nein. Die Muse nur ist bey ihm; und Capriccio schwärmt indessen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

— — — pictoribus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus ante alios, gratissimus hospes.

Ich sorge, ich sorge, die Muse folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Messe Geduld, und wir werden es sehen. Wenn sie sich doch ja mit ihm wieder aussöhnten! Da war es mit den

Schweizern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungescheut vor ihnen singen:

Vorrei esser ne l'Inferno
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio fosse Falerno
Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seitdem kam der Einfall:

Es donnert! Trink und sieh auf mich!
— —
Zevs ist gerecht: er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nektar schlagen?

allem Ansehen nach, zwar auch vom Capriccio; allein Capriccio steht nicht mehr bei ihnen in Gnaden, und Lessing ist ein profaner Bösewicht.

Aber zur Sache! „Laß uns, muß Capriccio „sagen, im Aelian und Suidas und Antonius „Liberalis jagen.“ Was will Herrman Axel damit zu verstehen geben? Offenbar, daß Lessing seine Fabeln nicht erfunden, sondern aus diesen alten Schriftstellern zusammen gestoppelt

habe. Es ist wahr, er führet sie in seinem Verzeichnisse an; allein wer diese Anführungen untersuchen will, wird finden, daß nichts weniger als seine Fabeln darin enthalten sind. Kaum daß sie einen kleinen Umstand enthalten, auf welchen sich dieser oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweisen will. Die Wahrheit zu sagen, hätte ich es selbst lieber gesehen, wenn uns Lessing diese kleinen gelehrten Brocken erspart hätte. Wem ist daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd sich vor dem Kameele scheuet? Wir wollen nicht die Genealogie seiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umständen, sondern seine Geschicklichkeit sie zu brauchen, sehen: zudem sollte er gewußt haben, daß der, welcher von seinen Erfindungen, sie mögen so groß oder so klein seyn als sie wollen, einige Ehre haben will, die Wege sorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verrathen, wenn er seinen Vortheil

verstehet: denn sehr oft ist die Bereitschaft diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders; und es würden tausend andere, wenn sie den nehmlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nehmlichen Disposition, ihn zu bemerken, gewesen wären, das Nehmliche erfunden haben. Unterdessen kömmt es freylich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlässe sind. Z. E. Sie erinnern Sich seiner Fabel:

Die Furien.

„Meine Furien, sagte Pluto zu dem Boten „der Götter, werden alt und stumpf. Ich brauche „frische. Geh also, Merkur, und suche mir auf „der Oberwelt drey tüchtige Weibspersonen da„zu aus. Merkur ging. — Kurz darauf sagte Ju„no zu ihrer Dienerin: Glaubtest du wohl, Iris, „unter den Sterblichen zwey oder drey vollkom„men strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber „vollkommen strenge! Verstehst du mich? Um „Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze „weibliche Geschlecht unterworfen zu haben rüh„met. Geh immer, und sieh, wo du sie auftreibst.

„Iris ging — In welchem Winkel der Erde suchte „nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst! Sie „kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend! — Göttin, sagte Iris, ich hätte dir wohl „drey Mädchen bringen können, die alle drey vollkommen streng und züchtig gewesen; die alle drey „nie einer Mannsperson gelächelt; die alle drey „den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen „erstickt: aber ich kam leider — Zu spät? sagte „Juno. Wie so?" — Eben hatte sie Merkur für „den Pluto abgeholt. — „Für den Pluto? Und „wozu will Pluto diese Tugendhaften?" — Zu „Furien."

Diese Fabel ist die einzige, bey welcher L. den Suidas anführet. Und was stehet im Suidas davon? Dieses: daß αειπαρθενος (immerjungfer) ein Beyname der Furien gewesen sey. Weiter nichts? Und doch soll dem Suidas mehr als Lessingen diese Fabel gehören? So jagte er in den Suidas, um diese Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen. Ohne Zwei-

fel hatte er also einen ganz andern Anlaß, diese Fabel zu machen; und sein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθενος auszustöbern, und es in diesem gelegnen Augenblicke bey ihm vorbey zu jagen.

Ich wüßte auch kaum zwey bis drey Exempel anzuführen, wo L. seinen alten Währmännern mehr schuldig zu seyn schiene, als er dem Suidas in dieser Fabel von den Furien schuldig ist. Hingegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Herrmann Axel muß es nach der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Classikern zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun; am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Aelian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar

alle

alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig größer, als jene staubige Compilatoren: allein dem ungeachtet ist es weniger erlaubt, sich aus solchen Männern, als aus jenen Alten, zu bereichern. Denn dieses nennt das Publicum, welches sich nicht gern ein Vergnügen zweymal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben; und jenes, mit fremden Federn stolzieren.

Doch damit ich Zeln nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarchs, wie man mit jungen Leuten die Dichter lesen soll. Ich sage zu danken hat; denn jagen hat er sie nicht dürfen: das Thier war zahm genug, sich mit der Hand greifen zu lassen. Es heißt bey dem Plutarch: ὁτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγεν, των κρεων, τα μη κρεα, ἡδιςα ἐςι, και των ιχθυων ὁι μη ἰχθυες, ἐκεινοις ἀποφαινεσθαι παρωμεν, ὁις ὁ Κατω ἐφη, της καρδιας την ὑπερωαν

ἐυαισθυτοτεραν ὑπαρχειν. Οτι δε των ἐν φιλοσοφια λεγομενων, οἱ σφοδρα νεοι τοις μη δοκουσι φιλοσοφως, μηδε ἀπο σπουδης λεγεσθαι, χαιρουσι μαλλον, και παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους και χειροηθεις, δηλον ἐστιν ἡμιν.

„Ob es wahr ist, was der Dichter Philoxen „sagt, daß das angenehmste Fleisch das ist, „was nicht Fleisch ist, und die angenehmsten „Fische die, die nicht Fische sind: das wollen „wir denen zu entscheiden überlassen, die, mit „dem Cato zu reden, allen ihren Verstand im „Gaumen haben. Das aber ist unstreitig, daß „junge Leute diejenigen philosophischen Lehren „am liebsten anhören, am willigsten befolgen, „die in keinem ernsthaften philosophischen Tone „vorgetragen werden." — Nun, was meynen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

Der Reitz der Zubereitung.

„Cinna der Poet bat Cleander den leckerhaf„ter Esser auf ein wirthschaftliches Mittagsmahl. „Eine Schüssel mit Speisen ward aufgetragen,

„Cleander aß mit bedachtsamer Miene und sagte:
„das angenehmste Fleisch ist, was nicht Fleisch
„ist. Hernach kam eine Schüssel mit Fischen;
„dann sagte er: der angenehmste Fisch ist, der kein
„Fisch ist. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er
„diese räthselhafte Sprache nicht verstünde. Clean-
„der versetzte: Soll ein Mann, der den Geschmack
„nur in der Kehle hat, den hierüber belehren,
„der ihn in dem Verstande hat? Der Gedanke
„kann dir nicht fremd seyn, daß die Menschen die-
„jenige philosophische Schrift am liebsten haben,
„und mit dem meisten Vergnügen lesen, die nicht
„philosophisch noch im Ernst geschrieben scheinet.
„Sie wollen in dem Vortrage und den Vorstellun-
„gen eine schmackhafte und niedliche Zubereitung
„haben. Ich dächte, daß wir dieser Betrachtung
„deine Phaeton, deine Verwandlungen, und
„deine Katze in Elysium schuldig wären."

Und das nennt Axel eine Lessingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so kahler Ausschreiber ist, und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu seinem Nutzen verarbeitet! Was hat Axel hier hinzu erfunden? Was hat

er anderes, was hat er mehr hinein gelegt, als nicht schon darin liegt? Wenn er, als ein Schweizer, wenigstens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Esser zum dritten hätte sagen lassen: „der angenehmste Käse ist der, der kein Käse ist;" so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber auch das hat er nicht gethan: und er scheinet mir ganz der Poet Cinna selbst gewesen zu seyn, der hier die Ehre hat, gegen den Fresser eine sehr alberne Person zu spielen.

Nicht L., sondern Axel selbst, ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, der seine Belesenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfasser der neuen kritischen Briefe sein Probestück machen ließ nnd ihm verschiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: „Auf einen der sich rühmte, er kenne das Gedicht, der Messias, sehr wohl, es wäre in „Hexametern verfasset, und er hätte den Vers „aus demselben behalten:"

Also versammelten sich die Fürsten der Hölle
zu Satan.

Geschwind besann sich Arel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzählte Folgendes:

Der Pallast des Prinzen Eugens.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem Pal„laste des Prinzen Eugen, der in dem Preußi„schen Ueberfall sollte niedergerissen werden. Man „war sehr bemühet, sein Ebenmaß, seine Abthei„lungen und ganze Form zu untersuchen. Ein „Mensch, der große Reisen gethan hatte, schwieg „lange stille; endlich fing er an: dieser Pallast ist „mir so gut bekannt, als irgend jemanden. Ich „war in Wien, als er gebauet ward, und ich habe „das Glück ein Stückchen von dem Marmor zu „besitzen, woraus er gebauet ist. Zugleich zog er „das Stückchen aus der Tasche, und betheuerte, „daß ers von dem Marmor herunter geschlagen „hätte, von welchem der Pallast erbaut worden.

Was ist das anders, als das Mährchen des Hierokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? Σχολαϛικος οἰκιαν πωλων, λιθον ἀπ' ἀυτης ἐις δειγμα περιεφερε.

Ich habe oben die Lessingische Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Axel parodiert, wenn er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erst frage ich Sie: was hat L. wohl mit seinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genennt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Axel zugestehen, sondern glaubt diese Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hinein zu legen.

Unempfindlichkeit ist nicht strenge Zucht.

„Hast du die drey strengen, züchtigen Mädchen „noch nicht gefunden, Iris, die ich dir befahl zu „suchen, damit ich der Venus Hohn sprechen „könnte? Also fragte Juno die Bothschafterin „des Himmels. Ich fand sie, antwortete Iris, „aber sie waren schon vergeben; Mercurius hatte „sie zum Pluto geführt, der sie für Furien brau=

„chen will. Für Furien, diese Tugendhaften?
„sprach Juno. O, versetzte Iris, vollkommen
„strenge; alle drene haben den geringsten Funken
„in ihren Herzen ersticket, alle dreye haben nie-
„mals einer Mannsperson gelächelt. Die Göttin
„machte große Augen, und versetzte: du hast mir
„diesmal einen schlechten Begriff von deinem Ver-
„stande gemacht, und deine Moral ist mir ver-
„dächtig, indem du Tugend, Keuschheit und Zucht
„mit Menschenhaß und Unempfindlichkeit vermi-
„schest. Gellert soll mir die suchen, die ich verlange.

Der seltsame Axel! Also muß man dem Leser nichts zu denken lassen? und das Compliment, das Gellert hier bekömmt! Er, den die Schweizer ehedem, wie Lessingen, mit Stoppen in eine Classe setzten!

So sehr unterdessen Herr L. von Axeln gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht, ob es ihn eben sehr verdrießen darf, seine Fabeln so geflissentlich parodiert zu sehen. Er mag sich erinnern, was der Abt Sallier zu dem ersten Requisito einer Parodie macht:

„Le ſujet qu'on entreprend de parodier, doit „toujours être un ouvrage connu, célèbre & eſti-„mé. La critique d'une pièce mediocre ne peut „jamais devenir intéreſſante, ni piquer la curio-„ſité. Quel beſoin de prendre la peine de rélever „des défauts, qu'on n'apperçoit que trop ſans le „ſecours de la critique? Le jugement du public „previent celui du cenſeur: ce ſeroit vouloir ap-„prendre aux autres ce qu'ils ſçavent auſſi bien „que nous, & tirer un ouvrage de l'obſcurité „où il merite d'être enſéveli. Une pareille paro-„die ne ſçauroit ni plaire ni inſtruire; & l'on ne „peut parvenir à ce but que par le choix d'un „ſujet qui ſoit en quelque façon conſacré par les „éloges du public."

Und wenn es ja wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verſtehen gegeben hat, daß Herrmann Axel niemand anders als unſer berühmter Bodmer ſey: wie eitel kann er darauf ſeyn, dieſen kritiſchen Vejanius,

Spectatum ſatis & donatum jam rude, —

noch eins bewogen zu haben,

— — antiquo ſe includere ludo.

Drey hundert und zwey und dreißig=
ster Brief.

Der Verfasser der Versuche über den Charakter und die Werke der besten italiänischer Dichter *), ist ein Mann, der eine wahre Hochachtung für sich erwecket. So ein Werk hat uns gefehlt, und es mit so vielem Geschmacke ausgeführet zu sehen, konnten wir wünschen, aber kaum hoffen. Er ist der erste Uebersetzer, wenn man den, der eine so genaue Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation zeiget, der ein so feines Gefühl mit einem so richtigen Urtheile verbindet, unter dessen Bearbeitung so verschiedne Schönheiten in einer Sprache, für die sie gar nicht bestimmt zu seyn schienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüthe, in welcher sie auf

*) Von J. N. Meinhard, zuerst gedruckt zu Braunschweig, 1763. In drey Theilen wieder gedruckt mit dem Namen des Verfassers 1774. gr. 8. N.

ihrem natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, sage ich, so einen Schriftsteller anders einen Uebersetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr selbst ein Original ist, dem auch die Erfindsamkeit nicht mangeln würde, hätte es sich ihrer, uns zum Besten, nicht itzt entäußern wollen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die italiänische Litteratur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war einmal die Zeit, da unsere Dichter sich fast nichts als welsche Muster wählten. Aber was für welche? Den Marino mit seiner Schule. Der Adonis war unsern Posteln und Feinden das Gedicht aller Gedichte. Und als uns die Kritik über das Verdienst dieser Muster und dieser Nachahmer die Augen öffnete, so erwogen wir nicht, daß unser falscher Geschmack gerade auf das schlechteste gefallen war, sondern Dante und Petrarca mußten die Verführung ihrer schwülstigen und spitzfindigen Nachkommen entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italiänischen Gedichte, und wenn der einzige Tasso sich noch

einigermaßen in Ansehen erhielt, so hatte man es fast einzig und allein den Sprachmeistern zu verdanken.

Der Inhalt dieser Versuche wird daher für die meisten Leser auch das Verdienst der Neuheit haben, und unsere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Küsten darin entdecken, wohin sie ihr poetisches Commercium mit vielem Vortheile erweitern können. Den Vorzug, der die italiänische Dichtkunst insbesondere unterscheidet, setzet der Verfasser in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemalet sind, daß sie sich in die Gegenstände selbst zu verwandeln scheinen. Und dieses ist gleich die Seite, von welcher unsre Dichtkunst nur sehr zweydeutig schimmert. Ich sage zweydeutig: denn auch wir haben malerische Dichter die Menge; aber ich besorge sehr, daß sie sich zu den malerischen Dichtern der Italiäner nicht viel anders verhalten, als die Niederländische Schule zu der Römischen. Wir haben uns zu sehr in die Ge=

mälde der leblosen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern und Hirten; unsere komische Epopeen haben manche gute Bambocciade; aber wo sind unsere poetischen Raphaels, unsere Maler der Seele?

Das Vortreffliche der italiänischen Dichter hat indeß unsern Verfasser nicht geblendet; er siehet ihre Schwäche und Fehler, wie ihre Schönheiten. Man muß bekennen, sagt er, daß sie bey weitem mit der Stärke nicht denken, mit der sie imaginiren. Daher kömmt die Unregelmäßigkeit des Plans, nach dem die meisten ihrer Gedichte angelegt sind; daher die häufigen Ungleichheiten, und der Mangel an starken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geist so angenehm in den Schriften der Engländer beschäftigen; dieses ist endlich die Ursache, die zuweilen auch einige ihrer besten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italiänischen Geschmack in so übeln Ruf gebracht haben.

Die poetische Landkarte, die er bey dieser Gelegenheit entwirft, scheinet dem ersten An-

sehen nach ein Spiel des Witzes zu seyn, und ist im Grunde mit aller Genauigkeit einer gesunden Kritik aufgenommen:

„Man kann bemerken, sagt er, daß je mehr sich „die Völker dem Süden nähern, mit desto leichterer Nahrung sich ihre Seelen sowohl als ihre „Körper befriedigen. Der Engländer braucht ohne „Zweifel die schwerste und die solideste. Seinem „Geschmacke ist vielleicht der unsrige am ähnlichsten. Dem Franzosen ist diese Nahrung zu stark; „er muß sie mit Esprit verdünnen, oder er ist im „Nothfall auch mit Esprit allein zufrieden. Die „Italiäner entsagen gern beyden, wenn man nur „ihre Einbildungskraft durch Gemälde beschäftiget, und ihr Gehör durch einen musikalischen „Klang vergnügt. Die Spanier sind endlich so „mäßig, daß sie sich mit einem bloßen prächtigen „und harmonischen Schalle, mit einer Reihe tönender Worte, begnügen können. Man hat in der „That Poesien von ihren berühmtesten Dichtern, „die niemals ein Mensch, auch ihre Verfasser selbst „nicht, verstanden haben, die aber sehr gut klingen und voll von prächtigen Metaphern sind. So „verschieden ist der Geschmack der Völker, so verschieden ihre Vorzüge!“

Der Verfasser bedienet sich bey den Werken, die er uns bekannt macht, der Ordnung der Zeit, und diese Ordnung hat den Vortheil einer Geschichte, die den Ursprung und das Wachsthum der italiänischen Dichtkunst zeiget, und uns die verschiedenen Veränderungen in dem Geschmacke der Nation vor Augen stellet. Den ersten Band nehmen also Dante und Petrarca ein, und wir lernen diese Väter der welschen Poesie in ihrer wahren Gestalt kennen. Der zweyte Band enthält die Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, und aus dem sechzehnten die vornehmsten Nachahmer des Petrarca, nebst demjenigen Dichter, den man eigentlich den Dichter der Nation nennen muß, dem Ariost.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Medices, dieser großmüthigen Beschützer und Aufmunterer aller Künste und Wissenschaften, veranlaßt den Verfasser zu einer Anmerkung, die eben so scharfsinnig als wahr ist. Da sie auf den äußerlichen Zustand der deutschen Litteratur gewissermaßen angewendet werden kann,

so wünschte ich sehr, daß sie diejenigen endlich einmal zum Stillschweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führen, und in dem Tone wahrer Schmeichlrr den Einfluß der Großen auf die Künste so übertreiben, daß man ihre eigennützigen Absichten nur allzudeutlich merkt.

„Man irret sehr, sagt er, wenn man den Man„gel großer Genies zu gewissen Zeiten dem Man„gel der Belohnungen und Aufmunterungen zu„schreibt. Das wahre Genie arbeitet, gleich einem „reißenden Strome, sich selbst seinen Weg durch „die größten Hindernisse. Shakespear, der zu ei„nem Handwerke erzogen worden, ward ein gro„ßer Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu ha„ben, ja so gar, ohne selbst es zu wissen. Einer der „größten heutigen italiänischen Dichter macht, als „ein armer Bäckerjunge, Verse, die einen großen „Kunstrichter in Erstaunen setzen, und ihn bewe„gen, sich seiner anzunehmen. Ueberhaupt können „Aufmunterungen niemals Genies erzeugen; und „sie schaden gewiß allemal denen, die es schon sind, „wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den „großen Geschmack der Künste besitzet. Einen Be-

„weis davon findet man vielleicht selbst in den so
„gerühmten Freygebigkeiten Ludwigs des Vier-
„zehnten, die ihm so viel Ehre gemacht haben.
„Alle die großen Genies, die seiner Regierung
„den größten Glanz gaben, waren ohne seine Auf-
„munterung entstanden, und Racine, der so sehr
„den Geschmack der Natur hatte, dessen Genie
„mit dem Geiste der Alten genährt war, hätte
„vermuthlich seine Tragödien nicht durch so viel
„Galanterie entnervet, wir würden mehr Atha-
„lien von ihm haben, wenn ihn nicht diese Auf-
„munterungen genöthiget hätten, dem Geschmacke
„eines weibischen Hofes zu schmeicheln. Der wich-
„tigste Nachtheil aber, welchen der große Schutz
„vielleicht nach sich ziehet, den die schönen Wissen-
„schaften bey Regenten finden, ist dieser, daß da-
„durch die Begierde zu schreiben, zu sehr ausge-
„breitet wird, daß so viele, bloß witzige Köpfe
„sich an Arbeiten wagen, die nur dem Genie zu-
„kommen. Diese, welche die großen Züge der
„Natur nicht erreichen können, (denn die trifft
„allein das Genie) suchen sich durch neue Manie-
„ren, durch Affectationen zu unterscheiden, oder
„führen das Publikum von der Natur zum Ge-
„künstelten. Dieses ist vermuthlich die Ursache,

daß

„daß allemal auf die Zeiten der großen Beschützer „der Künste, Zeiten des übeln Geschmacks und des „falschen Witzes gefolgt sind.“

Eine andere kleine Abschweifung unsers Verfassers wird Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu schätzen fähig ist. Sie betrifft den Machiavel.

„Machiavel, sagt er, ein sehr großer Kopf, „den wir aus seinem Fürsten zu wenig kennen „und zu unrichtig beurtheilen, brachte nach der „Calandra des Cardinals Bibiena, ein Paar „Komödien auf den Schauplatz, in denen der Witz „des Moliere mit dem Humor und der komi„schen Stärke der Engländer vereiniget ist. Die„ser Machiavel ist es außerdem, der die Prose „der Italiäner zu ihrer wahren Vollkommenheit „gebracht hat. Er vermied die aufgedrungenen, „weitschweifigen Perioden des Boccaz. Sein „Styl ist rein, kurz, gedrängt, und voll Sachen, „und beständig klar. Seine Geschichte von Florenz „ist die erste unter den wenigen neuern Geschich„ten, die man den schönen historischen Werken der „Alten an die Seite setzen kann. Sie vereiniget „die Klarheit und Reinigkeit des Nepos in der „Erzählung, mit dem Tiefsinn von der Stärke des „Tacitus in den Betrachtungen. Aber keins von

„seinen Werken macht ihm so viel Ehre, als die „Discurse über den Livius, ein ganz originales „Werk, das voll von Entdeckungen in der Staats„kunst ist, deren verschiedene man in den Werken „des Präsidenten Montesquieu, als die seinigen, „bewundert, weil man den Italiäner nicht genug „kennt, den Montesquieu sehr studieret hatte."

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stücken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das Meiste längst im Originale gelesen; und wenn ich Ihnen nochmals wiederhole, daß sich in der Uebersetzung eine Meisterhand zeiget, welche die Schönheiten der Versification, die nothwendig verloren gehen müssen, nicht bloß mit der reinsten, geschmeidigsten, wohlklingendsten Prose, sondern auch mit unzähligen kleinen Verbesserungen und Berichtigungen desjenigen, was in der Urschrift oft ein wenig schielend, ein wenig affectirt ist, compensiret hat: so werden Sie ohne Zweifel die Vergleichung selbst anstellen wollen.

Herr Meinhard, so heißt unser Verfasser, hat sich selbst eine Zeitlang in Italien aufgehalten: ein Umstand, welcher allein ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken kann. Vor kurzem,

wie ich höre, hat er eine zweyte Reise dahin unternommen; es wäre sehr zu beklagen, wenn die Fortsetzung seines Werkes darunter leiden sollte. Meynen Sie aber, daß dieser würdige Mann vielleicht eine Prädilection für die Italiäner habe? Sie irren Sich; er muß mit der englischen Litteratur eben so bekannt seyn, als mit der welschen. Denn ihm haben wir auch die Uebersetzung von Heinrich Home's Grundsätzen der Kritik*) zu danken. Hier mußte sich der schöne Geist mit dem Philosophen in dem Uebersetzer vereinigen. Es war ein Räthsel für mich, in welchem von unsern Uebersetzern ich diese Vereinigung suchen sollte. Ein ganz unbekannter Name mußte dieses Räthsel lösen. Sie freuen Sich; aber Sie wundern Sich zugleich. Erinnern Sie Sich, was Seneca sagt: einige sind berühmt; andere sollten es seyn.

N. S. Ich weiß nicht, ob gewisse Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen Petrarchischer Gedichte**) ans Licht getreten, be-

*) Leipzig, 2 Theile 1763. 8.

**) Berlin, 1764. 8.

reits eine Frucht der nähern Bekanntschaft seyn sollen, in die Herr Meinhard unsere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weiß ich aber, daß diesen Gedichten, welche, für sich betrachtet, sehr artig sind, das Beywort Petrarchischer ganz und gar nicht zukömmt. Ist es doch auch ein bloßer Zusatz des Herausgebers, der selbst zweifelt, ob der Verfasser damit zufrieden seyn werde. Er kann unmöglich; denn sein Ton ist mehr der spielende Ton des Anakreons, als der feyerlich seufzende des Petrarca. Der platonische Italiäner guckt nicht so lüstern nach des Busens Lilien, und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit verwebt, so verwebt er sie damit; anstatt daß in den deutschen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und das Geistliche, wie in dem ruhigen Elementglase, in ihrer ganzen klaren abstechenden Verschiedenheit neben einander stehen, ohne durch ihre innere Vermischung jene wollüstige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Charakter des Petrarca ausmacht.

Anhang.

Lessings einzige Recension
in der
Bibliothek der schönen Wissenschaften.

(IIten Bandes 2tes Stück, S. 366.)

Die Idyllen Theokrits, Moschus und Bions, aus dem Griechischen übersetzt. Berlin, 1757. in 8. 10 Bogen.

Eine Uebersetzung aus dem Griechischen! Eine Uebersetzung eines griechischen Dichters! Eine poetische Uebersetzung eines griechischen Dichters! — Mehr Gutes könnten wir unsern Lesern schwerlich auf einmal ankündigen. Allein wir müssen sie, leider! ersuchen, ihre Freude noch einige Augenblicke zurück zu halten; und wenn sie es alsdann noch für gut finden, ihren Landsleuten zu diesem deutschen Theokrit Glück zu wünschen; so — Doch das sollte uns sehr wundern.

Der Uebersetzer hat eine Einleitung vorgesetzt, die aus neun Abschnitten besteht. Er handelt darin von dem Leben der drey griechischen Dichter, von den Idyllen überhaupt, von

der Schreibart der Idylle, von dem Sylbenmaße der Idylle, von dem Charakter der drey Dichter, von den kleinen Gedichten derselben, von den Bilderversen, die man bey den meisten Ausgaben derselben findet, und endlich von seiner gegenwärtigen Uebersetzung selbst. Unter diesen Ueberschriften könnte viel Brauchbares, Schönes und Neues stehen; wir haben aber in der That nichts gefunden, was des Auszeichnens werth sey, und wollen also sogleich zu der Uebersetzung selbst kommen, von der wir nur noch das im voraus erinnern müssen, daß sie größten Theils in Hexametern abgefaßt ist. Wir werden uns aber nur bey dem Theokrit aufhalten können.

Istes Idyll. Wollen wir wohl untersuchen, ob der Gaul nicht gleich über die Schwelle gestolpert ist? Hier ist der Anfang.

Thyrsis.

Lieblich ist das Murmeln und jene Fichte, mein Hirte,
Die zu den Quellen rauscht! Auch lieblich sind die Gesänge

Deiner Flöte. Der nächste Lohn nach dem Plan
gebührt dir!
Wenn er den stößigen Bock empfängt, so empfängst du die Ziege.
Wird die Ziege sein Lohn, so bekömmst du die
saugende Ziege;
Angenehm ist ihr Fleisch, bis der wartende
Hirte sie melket.

Der Ziegenhirte.

Lieblicher ist dein Gesang, o Schäfer, als rieselndes Wasser,
Das von obern Felsen wiederschallend hinabrinnt.
Nehmen die Musen zum Lohn, ein noch nicht
weidendes Lämmchen,
So gebührt dir ein fettes Lamm. Wenn ihnen
gefällt
Sich ein Lamm zu wählen, so wird ein Schaf
dein Geschenke.

Gleich in der ersten Zeile, ist aus dem Worte Murmeln, welches sich nur von den Quellen sagen läßt, und aus dem und, deutlich zu ersehen, daß der Uebersetzer die wahre Construction verfehlt hat. Theokrit sagt:

Αδυ τι το ψιθυρισμα και ἁ πιτυς, ἀιπολε, τηνα,
Α᾽ ποτι ταις παγαισι, μελισδεται.

D. i. Süß ist das Flistern, das von der Fichte, hier an den Quellen, lieblich ertönet. Diese Uebersetzung rechtfertiget der alte Scholiast, der die Stelle so umschreibt: ἡδυ μεν το της πιτυος ψιθυρισμα ἐκεινης της παρα ταις πηγαι λιγυρως ἀδȣσης. Der Dichter sagt nichts von murmelnden Quellen; er läßt bloß die Fichte lieblich flistern, und zwar an den Quellen, und nicht zu den Quellen. Der deutsche Uebersetzer, den wir der Kürze halber Herr Lbk. nennen wollen, hat sich ohne Zweifel von einer schlechten lateinischen Uebersetzung verführen lassen, welcher die letztern Worte durch quæ ad fontes suaviter canit giebt. Wenn προς (dorisch ποτι) mit dem Dativo, zu bedeuten könnte, so müßte es eben diese Bedeutung auch im 107 Verse dieses ersten Idylls haben.

Ωδε καλον βομβευντι ποτι σμανεσσι μελισσαι.

D. i. Hier, wo die Bienen lieblich um ihre Körbe summen. (Auch in dieser Zeile hat Herr Lbk. die Partikel ποτι verfehlt, und sie

zwar nicht durch zu, aber eben so unglücklich durch aus übersetzt: Lieblich murmeln aus weidenen Körben die schwärmenden Bienen). Wir gehen weiter. Wenn Pan den stößigen Bock empfängt. Warum stößig? Theokrit sagt bloß κεραον τραγον, und der Scholiast sagt ausdrücklich, daß κεραος und κερασφορος einerley sey. Stößig heißt κορυπτιλος (Id. V. v. 147.) — So bekommst du die saugende Ziege. Χιμαρος heißt eine jährige Ziege, und nicht eine saugende; ἡ ἐνιαυσιαια αἰξ ἡ ἑνος χειμωνος ὀυσα, sagt der Scholiast. Hr Lbk. hat den Unterschied zwischen ἐριφος und χιμαρος nicht gewußt. Jenes würde man allenfalls durch eine saugende Ziege übersetzen können; hier aber ist das saugende wegen des folgenden um so viel anstößiger; angenehm ist ihr (der saugenden Ziege) Fleisch, bis der wartende Hirte sie melket. Also melkt man die saugenden Ziegen, oder melkt sie doch sogleich, als sie zu saugen aufgehört haben? Die Ungereimtheit ist auf Theokrits Rechnung nicht

zu schreiben. Noch bemerke man den Ausdruck wartende Hirt. Wie deutlich und bestimmt Hr. Lbk. überall ist! Heißt der wartende Hirt, der sorgende, der pflegende Hirt, oder der Hirt, der die Zeit zu melken nicht erwarten kann? — Als rieselndes Wasser, das von obern Felsen widerschallend hinab rinnt. Was für elende holkerichte anderthalb Zeilen, für die malende Harmonie der griechischen:

- - - ἢ το καταχες

Την᾽ ἀπο τας πετρας καταλειβεται ὑψοθεν ὑδωρ.

Im Griechischen, fast lauter reine liebliche Daktyli: im Deutschen fast lauter schwerfällige unangenehme Spondäi. Das von | obern | Felsen | wieder | Την᾽ ἀπο | τας πε | τρας κατα | λειβεται | ὑψοθεν | *). Und nun wird man auch

*) Es ist freylich von einem schlechten Uebersetzer zu viel verlangt, daß er uns auch nicht einmal um den Wohlklang seines Originals bringen soll. Wir würden also dem Herrn Lbk. diese Nimrodsche Zeile nicht aufgemutzt haben, (wie wir ihm denn von Grund des Herzens gern alle übrigen von gleichem Schlage

die Feinheit einsehen, mit der Theokrit jedem von den wetteifernden Hirten eine eigene Vergleichung in den Mund legt. Thyrsis sagt: gleich dem süßen Säuseln der sanft flisternden Fichte; und der Ziegenhirt erwiedert: lieblicher als das rieselnde Wasser, das hoch vom Felsen herab fließt. Wo aber bleibt diese Feinheit, wenn man, mit dem Hr. Lbk., die Quellen sogleich zur Fichte murmeln läßt? — Nehmen die Musen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen; (ταν ὄϊδα sagt Theokrit) so gebührt dir ein fettes Lamm (ἄρνα σακιταν λαψῃ). Wie verkehrt! Sieht denn Hr. Lbk. nicht, daß der Ziegenhirt dem Thyrsis gleichfalls weiter nichts, als τα δευτερεια των Μουσων zuerkennen will, so wie Thyrsis ihm τα δευτερεια του Πανος zuerkannt hatte? Und

übersehen) wenn er sich nicht in dem fünften Abschnitte seiner Einleitung das Ansehen geben wollte, als habe er über den deutschen Hexameter mehr als andere nachgedacht, und könne daher etwas davon sagen, was vor ihm noch niemand gesagt habe.

wenn dieses ist, müssen denn nicht ὄϊδες mehr seyn, als σηκιται ἀρνες*)? Sind aber noch nicht weidende Lämmchen mehr, als fette Lämmer? **Wählen die Musen ein Lamm, so wird ein Schaf dein Geschenke.** Immer verkehrter! Ein Schaaf ist ja wohl besser als ein Lamm? Und also würde Thyrsis noch immer einen größern Preis erhalten, als die Musen; ist das aber Theokrits Meynung?

So sehen die ersten eilf Zeilen der gegenwärtigen Uebersetzung aus. Es würde Sklavenarbeit seyn, alles Folgende auf gleiche Weise durchzugehen. Wir wollen also nur hier und da einen Stein anzeigen, der seiner Unwissen-

*) Was σηκιται ἀρνες sind, zu erklären, setzt der Scholiast hinzu: οὓς ἔτι γαλακτος δεομενους, οἱ νομεις των μητερων χωριζοντες, ἰδια βοσκουσι, και ἐν ἰδιῳ σηκῳ κλειουσιν. Der Verstand erfordert nothwendig, daß man anstatt οὓς, οὐκ lese. Denn wenn sie der Milch noch bedürfen, so ist es ja wohl billig, sie bey den Müttern zu lassen? Gleichwohl finde ich in allen Ausgaben des Scholiasten οὓς.

heit zum Anstoß geworden. — Theokrit läßt (v. 23. 24.) den Ziegenhirten sagen:

αἰ δε κ' ἀειϲης

Ως ποκα τον Λυβυαθε ποτι Χρομιν ἀσας ἐρισδων

d. i. Wenn du so singst, wie du einst mit dem lybischen Chromis um die Wette sangst; ἐαν δε ἀσης ὡσπερ ησας ποτε ἐριζων προς τον Χρομιν τον Λιβυαθεν, τ8τεςι τον ἀπο της Λιβυης, erklärt es der Scholiast. Hr. Lbk. aber übersetzt:

— — Und du mir Lieder
Wie du einst im Wettstreit den Chromis lybisch besungen.

Man sagt ἐριζειν προς τινα, mit einem streiten; aber wo hat Hr. Lbk. ᾀδειν προς τινα, einen besingen, gefunden? Und wie hat es ihm einkommen können, Λυβυαθε zu einem Adverbio zu machen? — Bey der 69sten Zeile kann man sich unmöglich des Lachens enthalten: Οὐδ' Αἰτνας σκοπιαν, übersetzt Hr. Lbk.: noch in der Höhle des Aetna. Σκοπια heißt ein erhabner Ort, von welchem man sich umsehen kann; und also hätte übersetzt werden müssen: noch auf der Höhe oder Spitze des Aetna.

Wie hat Hr. Lbk. aber die Spitze für eine Höhle ansehen können? Dieses beantwortet die lateinische Uebersetzung, oder das Lexicon, wo er bey σκοπια das lateinische specula gefunden, welches er in seiner übersetzerischen Eilfertigkeit für spelunca genommen. — Die 105te Zeile,

> Ου λεγεται ταν Κυπριν ὁ βωκολος, ἑρπε ποτ' Ιδαν,

übersetzt Hr. Lbk.:

> Und der Hirte sagte zur Venus, begieb dich nach Ida.

ὁ βωκολος λεγεται, der Hirte sagte; das ist allerliebst! Und nach Ida; als ob Ida eine Stadt wäre! Solche grobe Fehler! Und gleichwohl hat uns der alte Scholiast wegen des wahren Verstandes dieser Zeile nicht einen Augenblick in Zweifel gelassen: ȣ, sagt er, ἀντι τȣ ὁπȣ. λειπει δε το καταισχυναι ὁπȣ ὁ βȣκολος Αγχισης την Αφροδιτην κατισχυναι λεγεται. Wo, wie man sagt, der Hirte die Venus — Die Bescheidenheit befiehlt dem Theokrit, die Rede unvollendet zu lassen. Anstatt

> Und der Hirte sagte zur Venus, begieb dich nach Ida.

Eil zum Anchises.

hätte

hätte Hr. Lbk. also ungefähr sagen sollen: Geh nur auf deinen Ida, wo dich einst der Hirt — du weißt schon — geh nur zu deinem Anchises.

Aus dem II. Idylle, das gleichfalls von Fehlern wimmelt, wollen wir nur die allergröbsten anzeigen. Aus dem Vogel Ιυγξ macht Herr Lbk. durch das ganze Idyll, einen bezaubernden Trank. Φιλτρα sind ihm bloße Säfte; und er weiß nicht, daß überhaupt alles darunter verstanden wird, wodurch man Liebe zu erwecken denkt. Auch die Lorbeern, welche Simätha verbrennt, auch das Wachs, das sie am Feuer zerläßt, sind Φιλτρα. — In der 48sten Zeile sagt der griechische Dichter:

Ιππομανες φυτον ἐϛι παρ᾽ Αρκασι

und Herr Lbk. übersetzt es:

Bey den Arkadiern ward Hippomanes vormals geboren.

Es ist zwar nicht ganz ausgemacht, was Ιππομανες heißt; ob es eine Pflanze, oder, nach dem Servius, virus ex equarum inguinibus defluens, quo tempore præcipites in Veneris libidinem & furorem feruntur, bedeute. Aber

zu einer Person hat es doch noch niemand, als Herr Lbk. gemacht. Theokrit nimmt es offenbar für eine Pflanze, ob wir gleich gar wohl wissen, daß φυτον εϛι, so viel als φυεται heißen kann. Es muß in dem Kopfe unsers Uebersetzers ohne Zweifel ein wenig verwirrt aussehen; denn allem Ansehen nach hat er für Ιππομανες, Ιππομενης gelesen, der durch den Wettlauf mit der Atalanta bekannt ist, und dessen unser Dichter in dem 3ten Idyll Z. 40 gedenkt. — In der 88sten Zeile läßt Theokrit die Simätha klagen:

Και μεν χρως μεν ὁμοιος ἐγινετο πολλακι θαψῳ.

Θάψος ist ein gelbliches Holz, und eben dasselbe, welches die Griechen sonst χρυσοξυλον nennen: ἐϛι ξυλον τι ὁ καλειται σκυθάριον, ἤγȣν σκυθικον ξυλον, sagt der Scholiast. Wenn man aber in des Herrn Lbk. Uebersetzung lieset:

Oft glich ein bleiches Gesicht dem todtenfarbigen Thapsus;

sollte man nicht fast vermuthen, er habe Thapsus für etwas ganz anders, als für ein Holz angesehen; besonders da er ihm das weibliche Geschlecht nicht läßt, das es im Griechischen hat? — Der Fehler in der 146sten Zeile ist unwidersprech-

licher; er macht nehmlich aus ἁ Μελιξες (der Mutter der Melixo; man merke wohl, daß Μελιξες der Genitivus ist), eine Mannsperson, die er Melixus nennt.

III. Idyll. „Die Scholastiker, sagt Herr „Lbk. in dem Inhalte, haben allerhand witzige „Muthmaßungen über die Person dieses Ge„dichtes geäußert." — Die Scholastiker? Welche? Die Scotisten oder Thomisten? Oder meynt der gelehrte Uebersetzer etwa die Scholiasten? — die er nicht gelesen hat. — In der 31sten Zeile macht Herr Lbk. aus der Αγροιω, einen Ackermann, Namens Agräos. In der 45sten Zeile ist ein gleicher Fehler, wo er aus der klugen Alphesiböa einen weisen Alphesibäus macht. Was für eine Lust mag er wohl an solchen Verwandlungen haben?

In dem IV. Idyll wollen wir nur einen einzigen Fehler anmerken. Nur einen einzigen, der aber gut und gern sein Dutzend kleinerer werth ist. Den Fluß Alpheus, der jedem bekannt seyn muß, dem die olympischen Spiele nicht etwas ganz Unerhörtes sind, macht er zu einer Stadt Alphe, und übersetzt die 6te Zeile

αγων νιν επ' Αλφεον ωχετο Μιλων, durch: ihn nahm ja Milo mit sich nach Alphe.

V. Idyll. In der 14ten Zeile hat Herr Lbk. aus Λακων ο Καλαιθιδος zwey verschiedne Personen gemacht. In der 117ten Zeile ist die ganze Ironie verloren gegangen; anstatt du wendest lächelnd den Nacken, hätte es heißen sollen: du wendest dich vortrefflich! In der 126sten Zeile übersetzt er ποτ' ορθρον am dämmernden Abend; und doch heißt ορθρος die Morgendämmerung.

VI. Idyll. Eins von den vortrefflichsten Bildern im Theokrit hat Herr Lbk. schändlich verdorben; denn in der 14ten Zeile hat er das εξ αλος ερχομενας auf den Hund gezogen, da es doch auf das Mädchen geht, das der Hund Anfangs nur im Wasser sieht, und es anbellt. Ruf ihn zurück, will der Dichter sagen, sonst möchte er dem Mädchen in die Beine fahren, wenn es nun aus dem Meere hervor geht; das ist, wenn er nicht mehr ihr bloßes Bild im Wasser, sondern sie selbst am Ufer erblickt. Herr Lbk. sagt dafür:

Ruf ihn, sonst faßt er dem Mädchen ins Knie; er steigt aus dem Meere,
Ruf ihn!

— In der 39sten Zeile sollte es anstatt: **netzt' ich mir dreymal die Schöße**, heißen: spuckte ich mir dreymal in den Schooß. Man kann bey dem **netzt ich mir die Schöße**, an ganz etwas anders denken.

Aus dem VII. Idyll mögen sich unsre Leser nur mit Einem Fehler begnügen. In der 31sten Zeile macht Lbk. das Erntefest Θαλυσια zu einer Stadt, und übersetzt ἁ δ' ὁδος ἁδε Θαλυσιας, durch: **dies ist der Weg, er geht nach Thalysien.**

Desgleichen aus dem VIII. Idyll. Z. 66. übersetzt Lbk. μιτύλαν αἶγα, durch **eine Ziege mit sprossenden Hörnern.** Er hätte setzen sollen, mit verstümmelten Hörnern; μιτυλαν αἰγα φησιν ἀκερων, sagt der Scholiast. Den 70sten Vers müssen wir doch auch noch anmerken.

Σιττα νεμεσθε, νεμεσθε; τα δ' ἔσχατα πλησατε πασαι
Ὡς το μεν ὠρυες ἐχωοντι, το δ' ἐς ταλαρως ἀποθωμαι.

D. i. Weidet, weidet und füllet die Euter, damit ein Theil den Lämmern werde, und ein Theil die Aeschen fülle. Oder, wie es Dan. Heinsius übersetzt:

Pascite, pascite vos, atque ubera tendite cuncta,
Altera pars calathis, pars altera restet ut agnis.

Herr Lbk. aber übersetzt:

Daß die Lämmer nicht darben, so pflück' ich in
Körben euch Kräuter.

Wir haben schon vermuthet, ob er hier nicht vielleicht einer besondern Lesart gefolgt sey; aber welcher? und wo findet man sie?

IX Idyll. Hier kommen wieder ein Paar Zeilen vor, die Herr Lbk. unmöglich nach dem Griechischen kann übersetzt haben. Daphnis sagt: den brennenden Sommer aber achte ich eben so wenig, als ein Verliebter die Reden des Vaters oder der Mutter:

Τȣ δε θερȣς Φρυχοντος ἐγω τοσσον μελεδαινω
Ὅσσον ἐρωντι πατρος μυθων και ματρος ἀκȣειν.

Wenn er nur wenigstens die Uebersetzung des Heinsius zu Rathe gezogen hätte:

Torridaque aestatis vix tantum frigora curo,
Quam patris praecepta sui, vel matris, amator.

Doch er hat lieber etwas hinschreiben wollen, was kein Mensch, auch er selbst nicht einmal, verstehen kann.

Aber den brennenden Sommer bedenk ich so ämsig, als Kinder,
Die mit begierigem Ohr die lehrenden Aeltern erwarten.

In dem X. Idyll ist gleich das erste Wort ein Fehler; ἐργατινα βȣκαιε, heißt nicht ämsiger Schnitter, und kann es auch wegen des folgenden nicht heißen, wo von diesem ämsigen Schnitter gesagt wird, daß er zurück bleibe. Es sollte dafür heißen gedungner. — In der 19ten Zeile verwechselt der Uebersetzer den Plutus mit dem Pluto. Wo hat er gelesen, daß man den Pluto blind vorstelle? — In der 27sten Zeile sagt der Dichter:

— — Συραν καλεοντι τυ παντες
Ισχναν, ἁλιοκαυςον ἐγω δε μονος μελιχλωρον.

D. i. Alle nennen dich die schlanke, von der Sonne verbrannte Syrerin; und nur ich nenne dich die honigbraune. Wie giebt das sein Uebersetzer?

— — Die schlanke Syrerin nennt dich jeder,
Von der Sonne gefärbt! Ich aber gleiche dem
Honig!

XI. Idyll. Theokrit läßt den Cyklops Z. 54. seufzen:

Ὤ μοι ὅτ᾽ οὐκ ἔτεκεν μ᾽ ἁ ματηρ βραγχί᾽ ἔχοντα
Ὡς κατεδυν ποτι τιν, και ταν χερα τευ ἐφιλασα,
Αἰ μοι το ςομα λῃς.

D. i. O daß meine Mutter mich nicht mit Kiefern und Floßfedern gebar, damit ich in das Wasser zu dir herab könnte, und wenigstens deine Hand küßte, wenn du den Mund mir weigerst. Dies ist der Verstand; und der Uebersetzer, der ein Dichter seyn wollte, müßte die Worte noch weit sorgfältiger wählen, und zierlicher setzen. Thut das Herr Lbk.?

— Ach, keine schuppigte Mutter,
Weh mir, gebahr mich wie rudernde Fische,
herunter zu schwimmen,
Und dir die Hände zu küssen, wenn du die
Lippen nicht reichtest.

Was soll die schuppigte Muttter? Was würde es helfen, wenn sie ihn auch so geboren hätte, wie Fische gebären? — Doch wir wol-

len uns nicht mehr bey Stellen aufhalten, die nur schlecht übersetzt sind; wir können die nicht einmal alle bemerken, die falsch übersetzt sind. Darunter gehöret die 75ste Zeile.

Ταν παρεοισαν ἀμελγε· τι τον φευγοντα διωκεις;

Aber, will der Cyklope sagen, warum verliere ich meine Zeit bey der spröden Galathee? Warum verfolge ich die einzige, die mich flieht, da mir so viel andere Mädchen lächeln? Und dieses drückt er durch ein Schäfersprichwort aus: melke, die vor dir steht, was verfolgest du den fliehenden? Der Scholiast erklärt es την ἀγαπωσαν φιλει. Aber wo ist diese feine Anspielung, wo ist dieser Sinn in Lbk. Uebersetzung?

Melke dies Schaf! Was eilst du nach dich fliehenden Schatten!

XII. Idyll. Was mag wohl, o saturnischer Vater, heißen? Vielleicht ein Vater, der wie Saturnus seine Kinder frißt? Vielleicht ein Vater, dessen Güter die Söhne bey seinen Lebzeiten unter sich theilen? Nichts weniger als das. Der sinnreiche Herr Lbk. übersetzt Z. 17. πατερ Κρονιδη, (ὠ Ζευ γενοιτο υἱε τȣ Κρονȣ) durch

saturnischer Vater. — Daß die 13te und 14te Zeile falsch übersetzt ist, wollen wir nicht einmal berühren; denn Herr Lbk. könnte uns einwenden, der wahre Sinn sey im Deutschen gar nicht auszudrücken. Heinsius hat ihn wenigstens im Lateinischen ausgedrückt:

Atque aliquis, geminum, dicat, par vixit amantum,
Hic Lacedæmoniis Eſpnilus dictus in oris,
Alter erat tellus quem Theſſala dicat Aiten.

— Wie Herr Lbk. aber die vier letzten Zeilen dieses Idylls verhunzt hat, ist gar nicht zu beschreiben. Der Dichter bricht in das Lob der Megarenser aus, wegen ihrer besondern Gastfreundschaft gegen den attischen Diokles. „Noch „jetzt versammeln sich im Frühlinge die Knaben „um sein Grab, und streiten um den Preis „des Kusses. Wer Lippen auf Lippen am süße„sten drücket, der kehret mit Kränzen beladen „zu seiner Mutter. O selig, wen sein gut Ge„schicke über diese Küsse der Knaben zum Richter „bestimmt! Sehnlich wird er den schönen Ga„nymedes flehen, daß sein Mund dem Lydi„schen Steine gleiche, auf dem der Künstler die „Güte des Goldes erforschet." — Das ist der

Sinn; nun urtheile man, wie weit Herr Lbk. davon abweichet:

Selig lebe der erste, der blühende Knaben geküßt hat,
Denn vom reitzenden Ganymedes verkündigt die Vorwelt,
Glatten Steinen gleiche sein Mund, worauf man das Gold prüft.

Er lerne nur das leichtere Griechische des Scholiasten verstehen, wenn ihm der Text zu schwer ist: Ὀυτως ὁ κριτις ἐυχεται τῳ Γανυμηδει ἱνα ἐπιτηδειον ἐχῃ το στομα προς το δικαζειν τα φιληματα ὑτως, ὡς ἡ Λυδια λιθος δοκιμαζει τον χρυσον, ἐιτε καλος, ἐιτε και μη &c. Hier ist zum Ueberflusse auch noch die Uebersetzung des Heinsius:

Hoc nimium felix, qui basia dividit illa:
Os sibi, Dii, quoties Ganymeden postulat ante
Indicis in morem lapidis: quo nescius olim,
Aurifaber purum falso discriminat aurum.

XIII. Idyll. Haben Sie denn niemals, mein Herr Lbk., etwas von den Symplejaden gehört? Haben Sie niemals — ich verlange eben nicht bey dem Ovidius, oder Valerius Flaccus, sondern etwa in einer Acerra philologica, in dem mythologischen Wörterbuche eines

Klieters, oder in sonst so einem andern Werkchen — gelesen, daß die Argonauten durch diese sich trennenden Klippen ihren Lauf nehmen müssen? (medios inter juga concita cursus rumpere, *V. Fla.*) Und daß diese Klippen, seit der glücklichen Durchfahrt immotae perstant, ventisque resistunt? *Ovid.* Diese kleine Schulgelehrsamkeit hätten sie freylich haben müssen, wenn sie folgende Zeilen des Theokrits gehörig hätten verstehen und übersetzen wollen:

Συν δ' ἀυτῳ κατεβαινεν Ὑλας ἐυεδρον ἐς Αργω,
Ἁτις Κυανεαν ὐχ ἡψατο συνδρομαδων ναυς,
Αλλα διεξαϊξε (βαθυν δ' ἐισεδραμε Φασιν)
Ἀιετος ὡς, μεγα λαιτμα· ἀφ ὑ τοτε χοιραδες ἐςαν.

„Mit ihm, will der Dichter sagen, stieg zu „gleich Hylas in die feste Argo, die zwischen „den zusammenstoßenden Cyaneischen Klippen „nicht verunglückte, sondern, wie auf Adlers „Flügeln, durch den gräulichen Schlund strich, „bis zu dem tiefen Phasis drang, und die irren„den Klippen unbeweglich, fest an der Tiefe „des Abgrunds, zurück ließ.“ — Nun will ich Sie, mein Herr Lieberkühn, exponiren lassen:

— Mit ihm stieg der reitzende Hylas ins Argo,
Wohl mit Rudern versehen, doch landete niemals das Kriegsschiff
An die Cyanische Inseln, es segelte furchtsam vorüber,
Und begab sich, wie rauschende Adler zum tiefen Phasis
Durch hochthürmende Wogen, aus welchen Felsen hervor stehn.

Es landete niemals? Das hatten sich auch die Argonauten niemals einkommen lassen. **Es segelte vorüber?** Es segelte zwischen ihnen durch. **Aus welchem Felsen hervor stehn?** *ἀφ' ȣ* heißt nicht **aus welchem**, sondern, **seit welcher Zeit.**

XIV. Idyll. Ἱπποδιωκτας übersetzt Herr Lbk. in der 12ten Zeile, durch Fuhrmann. Wenn er aber des Aemilius Portus dorisches Wörterbuch nachgeschlagen hätte, so würde er die Anmerkung gefunden haben: Lex. Graecol. vertunt auriga, nullius tamen auctoris auctoritate res confirmatur. — Doch ich eile zu einem Fehler, aus welchem es auf die allerunwidersprechlichste Weise erhellet, daß Herr Lbk. den Theokrit nicht aus dem Griechischen, son=

dern aus der lateinischen Uebersetzung verdeutscht hat, und daß er auch diese lateinische Uebersetzung nicht einmal verstanden. Der Dichter sagt zu Ende dieses Idylls vortrefflich:

— — ἀπο κροταφων πελομεσθα

Παντες γηραλεοι, και ἐπισχερω ἐς γενυν ἑρπει

Λευκαινων ὁ χρονος. — —

D. i. wie es nach der wörtlichen lateinischen Uebersetzung heißt: A temporibus fieri incipimus senes, atque inde ordine in genas serpit aetas, quae canos facit. Wir schämen uns recht, daß wir hier einem Manne, wie unser Uebersetzer seyn will, noch sagen müssen, daß tempora nicht immer die Zeiten bedeute, daß es auch die Schläfe heißen könne. Wenn eben diese Zweydeutigkeit auch bey dem griechischen Worte Statt fände, so wollten wir gern nichts sagen; allein κροταφοι heißen einzig und allein das letzte, und der Sinn des Dichters ist dieser: „Um die „Schläfe zeigt sich das Alter zuerst, und dann „schleicht es die Wangen herunter." Wer kann sich also des bittersten Spottes enthalten, wenn Lbk. dafür sagt:

Denn die Zeit macht uns alle zu Alten! Dann
irrt auf den Wangen
Die begreißende Stund'.

Was ist offenbarer, als daß er hier auch nicht einmal einen Blick in das Griechische kann gethan haben?

XV. Idyll. Die 8te und 9te Zeile sind schlecht übersetzt; desgleichen auch die 48ste. — Warum übersetzt er in der 60sten Zeile ἀλα durch Saal? Er glaubt vielleicht, daß es lange genug, Hof geheißen habe? — Warum macht er in der 67sten Zeile aus der Eutyches, eine Mannsperson, Namens Eutychides? Der Schollast sagt: ἐικος την Ευτυχιδα Γοργυς ἐιναι θεραπαιναν.

XVI. Idyll. Ιαονος ἀνδρος ἀοιδαι übersetzt Herr Lbk. (S. 57.) die Lieder Jaons. Wer ist der Jaon? Er hätte sagen sollen, des Jonischen Sängers; und nun versteht man es, daß Homer darunter gemeint wird.

XVII. Idyll. Ανηρ ὑλητομος übersetzt Herr Lbk. S. 9. durch Waidmann. Aber dieses heißt ein Jäger, und das Griechische bedeutet einen Holzfäller. — Wie seltsam trennt er die 12te und 13te Zeile!

Οἱσι|Θεοι τον ἀϱιστον ἐτιμησαν βασιληων,

Εκ πατεϱων.

D. i. Mit welchen die Götter den vortrefflichsten der Könige, von seinen Aeltern an, ausgeschmückt. Theokrit will also sagen, daß die Götter zu der Größe und Güte des Ptolemäus schon in seinen Aeltern den Grund gelegt. Wie elend aber sagt Lbk. dafür:

Womit die Götter den herrlichsten König vor Kön'gen bezeichnen,
Von den Vätern zuerst!

Erstlich heißen hier πατεϱες nicht Väter, sondern Aeltern. Denn der Dichter steigt nicht höher, als bis auf den Vater und die Mutter seines Helden hinaus. Zweytens kann man das von den Vätern zuerst! nicht anders verstehen, als ob Theokrit sagen wolle: Ich will also den Anfang zu seinem Lobe mit seinen Vätern machen. Un das ist, wie wir gesehen haben, seine Meinung doch nicht. — Πεϱσαισι βαϱυς Θεος αἰλομηνας, giebt unser Verdeutscher (Z. 19.) durch

Der den Persern so schädliche Gott mit gesprenkeltem Helme.

Αἰολο-

Ἀιολομητης heißt klug, verschlagen. Doch Herr Lbk. scheint hier einer andern Lesart gefolgt zu seyn; welches wir nicht tadeln würden, wenn er nur diese andere Lesart richtig übersetzt hätte. Er muß nehmlich für αἰολομητης, αἰολομιτρης gefunden haben; ob ich gleich die Ausgabe nicht gesehen habe, wo man diese Lesart in den Text genommen hätte. Doch auch alsdann würde αἰολομιτρης nicht mit gesprenkeltem Helme, sondern mit der bunten Binde bedeuten; denn daß μιτρα eine Binde, ein Gürtel heiße, hätte er aus der 59sten Zeile des 27sten Idylls seines Dichters lernen können. — Κρονιδας ist ihm in der 24sten Zeile Saturn. Und Κρονος wird ihm also wohl Jupiter seyn? — Die 34ste und folgende Zeilen übersetzt Lbk.:

Und wie unter den klügsten der Frauen sich Berenice,
Ihrer Aeltern beständiger Ruhm, am erhabensten zeigte;
Also legtest du, werthe Dione, Beherrscherinn Cyperns,
In den duftenden Schooß ihm deine liebkosenden Arme.

Und sie sagen: noch habe kein Mädchen dem
Ehmann gefallen,
Wie Ptolemäus voll Inbrunst sich seinem Gemahle gewidmet.

So wie zu Anfange dieses Idylls, Lbk. den Theokrit fragen läßt:

Was besing ich zuerst, wo tausend Gaben mir winken?

so möcht ich bey dieser Stelle fragen:

Was bemerk' ich zuerst, wo tausend Fehler mir winken?

Alles ist falsch! Nirgends ein Funken Verstand! Der Grieche sagt ungefähr; „Und o „wie strahlet unter den edelsten Frauen die „edlere Berenice, der Stolz ihrer Aeltern! „Ihr hat den duftenden Schooß Dionens erhabene Tochter*, Cyperns Beherrscherinn, „mit zarten Händen gestrichen. Daher sagt „man auch, daß nie eine Gattinn ihrem Gemahle so liebenswürdig geschienen, als dem „Ptolemäus die seine." — Findet man auch nur die geringste Spur von diesen Gedanken, von dieser schmeichelnden Erdichtung, in den Lbkschen Versen? Er macht die Dione zur Venus, die Mutter zur Tochter; er macht den

Schooß der Berenice, zum Schooße des Ptolemäus; er macht — kurz er macht alle Fehler, die ein nachlässiger Uebersetzer machen kann. Der kinderleichte Scholiast hätte sie ihm alle können vermeiden helfen: ἡ Αφροδιτη φησιν αὐτης ἐις τον κολπον ἀπεμαξατο τας χειρας, τουτεστιν ἐπαφροδιτον ἐποιησεν αὐτην, διο και ἠγαπατο ὑπο του ἀνδρος — Wie manches könnten wir nicht noch bey der dritten, fünf und zwanzigsten, fünf und funfzigsten, drey und sechzigsten, neun und neunzigsten, hundert und drey und dreyßigsten Zeile erinnern! Doch wir müssen mit dieser verdrießlichen Arbeit zu Ende eilen.

XVIII. Idyll. Die 17te Zeile ist abermals ohne Verstand übersetzt:

Glücklicher Bräutigam, dir hat, da du nach Sparta gekommen,
Jemand glücklich geniest: Wo viele Große dir beystehn.

Theokrit will sagen: du mußt zu einer sehr glücklichen Stunde nach Sparta gekommen seyn, wo du so viel edle Nebenbuhler fandest, und doch zum Zwecke kamst; ὁποι ὡ ᾿λλοι ἀριστεες,

ὡς ἀνυσαιο. Das ὡς ανυσαιω gehört, dem Verstande nach, zu dem vorher gehenden ἐπεπταρεν. Grotius hat es sehr wohl übersetzt:

Sponse, tibi quis in hanc venienti sternuit urbem,
Totque inter proceres felix dedit omen amoris.

Und wie jämmerlich ist die 20ste und folgende Zeilen gerathen.

O was großes wird sie dir gebären, gebiert sie ihr ähnlich!
Sind wir alle nicht gleich an Jahren, wir gingen zusammen,
Wie der Jünglinge Schönste gesalbt bey den Bädern Eurotens,
Viermal sechzig Mädchen, erlesner weiblicher Jugend.
Keine von allen hat Mängel, vergleicht ihr sie selber Helenen.

Welche Worte, wenn sie auch ein Sturmwind zusammen gejagt hätte, könnten weniger Verstand haben? Da Hr. Lbk. doch einmal kein Griechisch versteht, so wollen wir ihn nur bitten, wenigstens das Lateinische des Grotius dagegen zu halten.

Pignora magna dabit, referent si pignora matrem.

Namque eadem nobis aetas & more virili
Cursus ad Eurotan unctis fuit omnibus idem:
Viginti novies sumus aevi flore puellae,
Nec tamen est, Helenae, quae sese conferat, ulla.

Ist es nicht, als wenn sich Herr Lbk. mit Fleiß vorgenommen hätte, von allem das Gegentheil zu sagen?

Das XIX. Idyll wollen wir ganz übergehen; es ist nur acht Zeilen lang, und Herr Lbk. hat es gar in Reime übersetzt.

XX. Idyll. Was soll in der 3ten und 4ten Zeile heißen:

— — Ich lernte nicht küssen,
Wie die Hirten es thun; ich weiß sie artig zu nehmen.

Was weiß sie denn zu nehmen? Wenn Lbk. noch ungefähr gesagt hätte: Ich habe nicht gelernt bäurisch zu küssen, wohl aber bürgerliche Lippen zu drücken, so hätte er doch wenigstens nicht den Sinn seines Dichters verfehlt. — Aus der 31sten und 32sten Zeile ist es abermals klar, daß er bloß aus der lateinischen Uebersetzung verdeutscht hat. Warum hätte er sonst von vielen Mädchen aus der Stadt ge-

sprochen, da in dem Griechischen nur von einer einzigen die Rede ist? Die gewöhnliche lateinische Uebersetzung hat den Pluralem; Herr Lbk. also auch. — Die 29ste Zeile müssen wir noch mitnehmen:

Κὴν αὐλῷ λαλέω, κὴν δώνακι, κὴν πλαγιαύλῳ.

Wer sieht nicht, daß αὐλος, δωναξ und πλαγιαυλος hier drey besondere Instrumente sind! Herr Lbk. aber macht das letzte Wort zu einem Verbo, und übersetzt:

— — Auch wenn ich das Haberrohr blase,
Oder die Flöte spiele, so oft ich sie seitwärts begreife.

Die Anmerkung, die Aem. Portus bey dem Worte πλαγιαυλος macht, ist artig: unde gallicum nomen derivatum *flagiolet*, quasi dicas *plagiaulet*. Sie ist artig, sagen wir; aber nicht richtig, denn πλαγιαυλος war eine Art von Querflöte.

XXI. Idyll. Warum hat Herr Lbk. die 36ste und die 37ste Zeile nicht mit übersetzt? Vielleicht, weil er sie nicht verstanden? Als ob er sonst alles, was er übersetzt hat, verstanden hätte! Wenn er sie noch will verstehen lernen, so wollen wir ihn auf Jos. Scaligers

Emendationes ad Theocriti &c. Idyllia verweisen. —

XXII. Idyll. Die 43ste und 44ste Zeile.

Ἀνθεα τ' εὐωδη, λασιαις φιλα ἐργα μελισσαις,
Ὁσσ' ἐαρος ληγοντος ἐπιβρυει ἀν λειμωνας

übersetzt Herr Lbk.:

Duftende Blumen, der haarichten Bienen erquickende Wollust,
Die, wenn der Frühling sich neigt, auf Wiesen in Schwärmen dahin ziehn.

Was ist offenbarer, als daß er hier abermals nicht aus dem Griechischen übersetzt hat? Denn sonst würde er ja wohl gesehen haben, daß ὁσσα auf ἀνθεα und nicht auf μελισσαι gehe. — Theokrit sagt von dem Fechter Amycus vortrefflich, daß er ein eisernes Fleisch gehabt, σφυρηλατος οἱα Κολοσσος, d. i. ein Fleisch, wie der gehämmerte Kolossus. Und das übersetzt Herr Lbk.:

Fleisch wie Eisen, als hätten ihn Hammer Kolossus gezimmert.

Wer kann sich rühmen dieses zu verstehen? Die Hammer Kolussus! die Hammer zimmern! Welcher Unsinn. — Ferner sagt Theokrit von

eben demselben Amycus, daß ihm eine Löwenhaut von dem Halse über den Rücken herabgehangen, welche mit den Klauen oben zusammen gebunden gewesen; δερμα λεοντος ἀφημμενον ἐκ ποδεωνων. Herr Lbk. aber macht die Klauen der Löwenhaut zu den Füßen des Amycus, und übersetzt:

Ueber den ganzen Rücken und Hals, zu den Füßen herunter
Hing ihm ein Löwenfell.

— Ehe der Kampf zwischen dem Pollux und Amycus angeht, rufen sich beyde von ihren Landsleuten Zuschauer; Amycus bläs't auf einer tiefen Muschel seine Bebryker zusammen, und Pollux läßt, durch seinen Bruder Castor, alle Helden aus dem magnesischen Schiffe herbeyholen. Dieses ist der Sinn der 78sten und 79sten Zeile; Herr Lbk. aber macht aus dem magnesischen Schiffe, eine magnesische Schlacht, und ziehet beyde Zeilen in diese Eine:

Wie zur magnesischen Schlacht die Helden Castor hervor rief.

— Und wie falsch ist noch die achte, die hundert und neun und siebzigste, und die zweyhundert und achtzehnte Zeile dieses Idylls übersetzt!

XXIII. Idyll. Da Herr Lbk. hier einmal aus dem Knaben ein Mädchen gemacht; so sollte es auch in der 6ten Zeile nicht heißen, er lermt, sondern sie lermt. Aber wie elend ist dieses lermt! — In der 16ten Zeile sagt er abermals gleich das Gegentheil von dem, was Theokrit sagt:

Λοισθιον ὀυκ ἠνειχε τα συμφορα τας Κυθερειας.

Wir wollen uns jetzt dabey nicht aufhalten, was die Kunstrichter wegen des Wortes συμφορα erinnern; denn so viel ist gewiß, Herr Lbk. hat nichts davon gewußt, sondern ist den lateinischen Uebersetzern gefolgt, welche anstatt συμφορα, δακρυα lesen, und die ganze Zeile durch tandem non continuit lacrymas Veneris geben. Aber heißt dieses auf deutsch:

Endlich weint er nicht mehr die Thränen der Venus? —

Auch die gleich darauf folgenden Worte ἀλλ' ἐλθων ἐκλαιε, hätten ihm seinen Irrthum zeigen können.

XXIV. Idyll. Die Fabel von der Geburt des Herkules und Iphikles muß dem Herrn Lbk. ganz unbekannt seyn. Wenn er von die-

sem Beyspiele der Superfetation, wie es Bayle nennt, jemals das geringste gehört hätte, so würde er gleich die ersten Zeilen:

Ἡρακλεα δεκαμηνον ἐοντα ποχ' ἁ Μιδεατις
Αλκμηνα, και νυκτι νεωτερον Ἰφικληα
Αμφοτερους λουσασα &c.

schwerlich so übersetzt haben:

Kaum war Herkul zehn Monat geboren, so wusch ihn Alkmene,
Mit dem jungen Bruder Iphikles nächtlich im Flusse 2c.

Νυκτι νεωτερον gehört hier zusammen, und ist als ein Beywort des Iphikles anzusehen, den der Dichter um eine Nacht jünger, als den Herkules macht. Daß νυκτι hier nicht nächtlich heißen könne, erhellt auch weiter aus dem vorhergehenden ποχ' (ποκα) und dem και. Doch wer wird das läugnen wollen? Was alle Welt weiß, weiß Herr Lbk. nicht; er weiß aber auch vieles dafür, was sonst niemand in der Welt weiß: z. E. daß Alkmene ihre beyden Söhne im Flusse gewaschen. Man muß scharfsichtige Augen haben, wenn man dieses im Flusse bey dem Theokrit finden will. — Der Fehler, den

er in der 31sten Zeile gemacht hat, fließt aus eben derselben Quelle. Er muß nicht gewußt haben, wie das Beywort ὀψιγονος, der spät oder schwer erzeugte, dem Herkules zukomme; und übersetzt daher περι παιδα ὀψιγονον durch um den jüngsten der Knaben. Allein der jüngste der Knaben würde ja Iphikles, und nicht Herkules seyn. — Noch einen Fehler müssen wir mitnehmen, der abermals ein offenbarer Beweis ist, daß Herr Lbk. aus dem Lateinischen übersetzt, und das Latein nicht einmal verstanden hat. Theokrit sagt von dem Amphitryo:

- - ὁ δ' ἐξ εὐνας ἀλοχῳ κατεβαινε πιθησας.
Δαιδαλεον δ' ὡρμησε μετα ξιφος, ὁρρ' οἱ ὑπερθε
Κλιντηρος κεδρινω περι πασσαλῳ αἰεν ἀωρτο.

Herr Lbk. übersetzt es:

— Er stieg herunter vom Bette, gehorchte der Gattinn,
Eilte zum schön geschmiedeten Degen. Er hing ihm zum Haupte
Seines cedernen Bettes stets von der Keule herunter.

Περι πασσαλῳ, von der Keule? πασσαλος heißt ein Nagel, ein Haken, an den man etwas

aufhängen kann. Wie kömmt aber Herr Lbk. auf die Keule? Es heißt in der lateinischen Uebersetzung a *clavo* suspensus erat; und er hat sich eingebildet, clavus und clava sey einerley. Vielleicht hat er auch noch oben drein geglaubt, daß die Keule des Herkules ein Erbstück von seinem Stiefvater Amphitryo gewesen.

Die Zeit wird uns bey dieser Arbeit so lang, daß wir über die noch rückständigen Idyllen geschwinder hingehen, und aus jedem nur Einen Fehler, so wie er uns am ersten in die Augen fällt, anzeigen wollen. In dem XXVsten macht Herr Lbk. Z. 21. Απολλωνος νομιοιο ιερον άγνον zu einem Prädicate des Oelbaums, und sagt:

— Wo dem Winter trotzende Fichten
Wachsen, und grüner Oelbaum, des Phöbus, den Hirten verehren,
Unverletztes Heiligthum ꝛc.

anstatt, daß er hätte sagen sollen: **und dort wo die Fichten und der Oelbaum wachsen, erblickst du des schäfrischen Apollo unverletzliches Heiligthum.** Denn das φαινεται aus der 19ten Zeile muß sowohl zu ιερον άγνον als zu αὐλις genommen werden.

XXVI. Idyll. Die 13te Zeile, wo Avtonoe, bey Erblickung des Pentheus in die heilige Wuth geräth:

Συν δ' εταραξε ποσιν μανιωδεος οργια Βακχω.

übersetzt Herr Lbk.:

— Sie zerstörte die Feste des taumelnden Weingotts.

Doch οργια heißen hier weder die Feste, noch die aus der Kiste genommenen ιερα πεπονημενα, Z. 7. ob wir gleich wohl wissen, daß sie beydes bedeuten können; sondern es sind die Ceremonien, die wüthenden Tänze, die heiligen Convulsionen darunter zu verstehen, mit welchen diese Feste begangen wurden. Auch hätte er ταρασσω nicht durch zerstören, sondern durch erregen übersetzen, und συν ποσιν nicht auslassen sollen. Der wörtliche Verstand würde alsdann seyn: sie erregte mit den Füßen die Orgia des rasenden Bacchus. Und um dieses ein wenig poetischer auszudrücken, und zugleich das folgende εξαπινας επιοντα mit einzuflechten, würden wir ungefähr gesagt haben: Ihn ward Avtonoe zuerst gewahr, und schrie fürchterlich auf, und begann mit schnellen Füßen die

orgischen Tänze des rasenden Bacchus zu toben.

XXVII. Idyll. Als Daphnis mit den Händen zu frey wird, läßt Theokrit das Mädchen ausrufen:

Ναρκω ναι τον Πανα. τεην παλιν ἒξελε χειρα.

Grotius übersetzt es sehr wohl:

Obtestor per Pana: manum jam tolle; fatisco.

Aber wie schlecht und falsch drückt es Herr Lbk. aus:

Pan, ach hilfst du mir nicht! O zieh die Hand
doch zurücke.

Ναρκω ruft das griechische Mädchen; wo die Schäferin eines gallischen Hirtendichters vielleicht je me pâme gerufen hätte.

XXVIII. Idyll. Die Ueberschrift dieses Idylls hat Herr Lbk. ganz falsch übersetzt. Ἠλακατη heißt kein Spinnrocken, denn es ist von Wolle und nicht vom Flachse die Rede; und an dem Rocken spinnt man nur das letztere. Der kleine Scholiast des Homers sagt, ἠλακατη sey: το των γυναικων ἐργαλειον. ᾧ περιειλισσουσι το ἐριον; d. i. ein Werkzeug der Weiber, um welches sie die Wolle winden, oder mit welchem sie die

Wolle drehen. Es könnte also sowohl ein Spinnrad als die Spindel bedeuten.

XXIX. Idyll. Theokrit oder die Person, die in diesem Idyll spricht, klagt über die Flatterhaftigkeit seines Geliebten Z. 16. 17.

Καὶ μὴν σεῦ τὸ καλὸν τίς ἰδὼν ῥέθος αἰνέσαι
Τῷ δ' εὐθὺς πλέον ἢ τριέτης ἐγένευ φίλος.

D. i. Wer nur dein reitzendes Gesicht einmal lobt, dem wirst du sogleich ein mehr als dreyjähriger Freund. Du hältst, will er sagen, gleich jeden, der dir eine flüchtige Schmeicheley sagt, so werth, und noch werther, als einen, der drey Jahre dein Freund gewesen. Herr Lbk. aber sagt dafür:

Lobt nur jemand dein blühend Gesicht, so liebst du ihn länger
Als drey Jahr, der heißt denn dein Liebster.

Der Dichter will nichts weniger als dieses sagen; er hält seinen Geliebten gar nicht für fähig, eine einzige Person länger als drey Jahr zu lieben. Es entschuldiget den Herrn Lbk. aber nicht, daß auch andre Ausleger diese Stelle, mit ihm, eben so falsch verstanden haben.

XXX. Idyll. Theokrit sagt nicht, Z. 6. daß der Schmerz den Liebesgöttern Flügel

gegeben. Sie werden ja immer mit Flügeln vorgestellt. Z. 26. 27.

Ich wollte nicht den Jüngling
Den schönen Jungling stoßen.

Hat man jemals gehört daß man von einem wilden Hauer sagt, er stößt? — Daß Hr. Lbk. in der letzten Zeile die Verbesserung des Longepierre, aus welcher einzig ein schicklicher Verstand kömmt, nicht gewußt und gebraucht hat, dürfen wir ihm wohl für keinen Fehler anrechnen.

So weit wären wir nun, und soweit wollen wir uns auch gekommen zu seyn, begnügen. Es wären zwar noch die Sinnschriften des Theokrits, und die Idyllen des Bion und Moschus übrig; aber sollte Herr Lbk. wohl, erst gegen das Ende, seiner Arbeit gewachsener und sorgfältiger geworden seyn? Es ist nicht zu vermuthen, und wir werden also ohne Gefahr das Urtheil von dieser Lieberkühnschen Uebersetzung fällen können, daß sie zu weiter nichts taugt, als bey einem geschickten Manne das Mitleiden rege zu machen, uns eine bessere zu liefern.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften

Bd.: 26

Berlin 1807

Opp. 527-26
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604323-0
VD18 11085428-001